



viel.

Das Campusmagazin der FH Kiel 02/2014

**Der andere Blick –
ein Spaziergang der besonderen Art**
*Wieso, weshalb, warum? Studentin
folgt Kunstspur auf dem Campus*

FH Kiel auf dem Prüfstand
*Ausgewählte Ergebnisse
der Absolventenbefragungen*

Mit viel Kreativität im Dienste der Landwirtschaft
*Fachbereich Agrarwirtschaft punktet auf
Versuchsfeld Lindenhof mit Qualität*

KREATIV

MOIN MOIN,

die Fachhochschule Kiel freut sich über die neue „viel.“. Nachdem sich die Ausgaben des Jahres 2013 mit unseren Querschnittsforschungsthemen Nachhaltigkeit und demografischer Wandel beschäftigt haben, widmen sie sich in diesem Jahr den „weicheren“ Qualitäten unserer Hochschulangehörigen. Auf den Schwerpunkt „engagiert“ der Vorausgabe folgt nun „kreativ“.

Wir verraten Ihnen, was hinter dem Projekt CampusKunst-D steckt und stellen Ihnen ein Design-Label vor, das eine Alumna des Fachbereichs Medien gegründet hat. Dort wurde auch die Virtual-Reality-Brille Oculus Rift genauer unter die Lupe genommen – dazu mehr in dieser Ausgabe. Außerdem erfahren Sie etwas über das interkulturelle Urban-Gardening-Projekt „G(a)arden(ing)!“ und lernen eine Studentin kennen, der die eigene Kreativität manchmal fast zu viel wird.

Ein zentrales Thema der Kieler Stadtentwicklung ist die Anbindung unserer Hochschule an den öffentlichen Nahverkehr. Der Campus Dietrichsdorf liegt peripher nördlich der Schwentine am Ostufer der Landeshauptstadt. Die Anbindung ist in den vergangenen Jahren zwar verbessert worden, nicht zuletzt aufgrund steigender Studierendenzahlen, aber weiterhin entwicklungswürdig. Auch hier ist Kreativität gefragt.

Einige unserer Studierenden vom Fachbereich Wirtschaft haben deshalb in einer Projektarbeit die Möglichkeiten einer Seilbahnverbindung über die Förde geprüft – mit überraschend positivem Ergebnis: Das Thema bewegt inzwischen die öffentliche Diskussion innerhalb und außerhalb der



Foto: Tyl Riadel

Ratsversammlung. Wir sehen in dieser Anregung einen wichtigen Beitrag für ein zukunftsweisendes Verkehrskonzept für die Region.

Daneben erwartet Sie noch eine Menge weitere, spannende Themen. Ich wünsche Ihnen wieder viel Spaß beim Lesen. Übrigens: Wenn Sie dieses Magazin weitergeben, dann können Sie bei uns gerne ein Neues nachbestellen.

A handwritten signature in dark ink that reads "U. Beer". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.

Ihr Udo Beer
Präsident der Fachhochschule Kiel

viel.mehr



6 Magische Geschichten

Fotostrecke: Nichts ist, wie es scheint ...
Oder etwa doch?

TITELTHEMA – KREATIV

15 Hoch hinaus – mit der Seilbahn zur Vorlesung?

Projektteam vom Fachbereich Wirtschaft prüft
neue Wege über die Kieler Förde

18 Jutebeutel kommen nicht in die Tüte

Fuchsverliebt: FH-Absolventin widmet ihrem
Lieblingstier eigenes Modelabel

22 Der andere Blick – ein Spaziergang der besonderen Art

Wieso, weshalb, warum? Studentin folgt
Kunstspur auf dem Campus

26 Aus Kiel in virtuelle Welten

Bitte anschallen: Beeindruckende Achter-
bahnfahrt in 3-D

30 Mehr als nur ein Garten

Integratives Projekt G(a)arden(ing)! bietet
jungen Migrantinnen und Migranten einen
neuen sozialen Raum

36 Kein Fan von Normalität

Von der Themse an die Förde: Porträt einer
unternehmerlustigen Studentin

40 Lernen zu lehren

Menschen mit Behinderungen als Lehrkräfte:
FH Kiel beteiligt sich an bundesweit einmaligem
Modellversuch

44 Bodenständig abheben

Ein Tag beim Luftsportverein Kiel e. V.:
Reportage aus dem Projekt Linie 11 des
Fachbereichs Medien

48 Leistung unter Strom

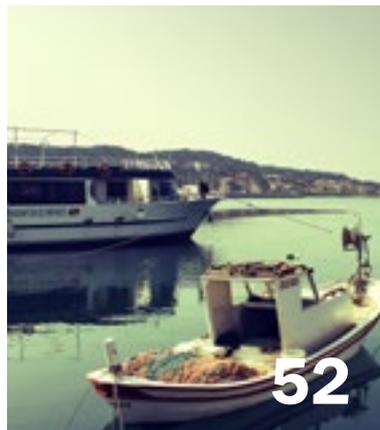
Team am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik
forscht an der Grenze zum technisch Möglichen



22



30



52



40



18

52 Merhaba

Fotostrecke: Zwei Studentinnen zeigen Kostproben ihres Auslandssemesters in der Türkei

58 Mit viel Kreativität im Dienste der Landwirtschaft

Fachbereich Agrarwirtschaft punktet auf Versuchsfeld Lindenhof mit Qualität

64 Auf die Plätze, fertig, los!

Kali, Hatha Yoga oder lieber Zumba? Wie die zwei HiWis vom Sportbüro die Hochschule auf Trab bringen möchten

66 Wie halten Sie sich körperlich fit?

Umfrage auf dem Campus

68 Schmerz lass nach

Unsere Nachbarn: Die neurologisch-verhaltensmedizinische Schmerzlinik Kiel

72 FH Kiel auf dem Prüfstand

Ausgewählte Ergebnisse der Absolventenbefragungen

74 Zaubertrick zum Nachmachen: Die fliegenden Bälle

„Hocus pocus fidibus“ für zuhause

77 viel.erlei / Impressum

39 Lieblingssong

63 Lieblingstanz

76 Lieblingsfilmplakat

Magische Geschichten

Münzen aus dem Nichts hervorholen, aus einer Flasche verschiedene Getränke einschenken, Menschen zum Schweben bringen oder gar zersägen – wie funktioniert das bloß? Bei ihren Vorführungen lassen sich Zauberinnen und Zauberer seit jeher nur ungern über die Schulter schauen. Um Illusionen bei ihrem Publikum zu erwecken, bedienen sie sich zahlreicher Techniken: Sie nutzen Wahrnehmungslücken, weithin unbekannte physikalische und mathematische Zusammenhänge aus, bedienen sich psychologischer Kniffe, optischer Täuschungen oder trickreicher Utensilien. Auch hinter diesen verbirgt sich Spannendes. Diese Fotostrecke greift einige Geschichten rund um die Kunst des Zauberns auf.

Darstellungen von Zauberern existieren einigen Quellen zufolge bereits in den Malereien der Höhle von Lascaux – sie enthält die ältesten bekannten, abbildenden Kunstwerke der Menschheitsgeschichte. Erste stichhaltige Hinweise zur Zauberei finden sich im Alten Ägypten: über rituelle Zauber der Priestermagier und die unterhaltsame Kunst der Taschenspieler.

Lange Zeit galt die Zauberei als Straßenunterhaltung, bis sich mit Erfindung des modernen Buchdrucks erste Werke verbreiteten und sie so auch andere Gesellschaftsschichten erreichte. „The Discoverie of Witchcraft“ von Reginald Scot aus dem Jahre 1584 erklärte die üblichen, oft mit kriminellen Absichten verbundenen Tricks der Taschenspieler, Gaukler und vermeintlichen Hexen als natürliche Täuschungen und diente damit der gesellschaftlichen Aufklärung. Es gilt als Standardwerk für die Zauberei und wurde in anderen Abhandlungen bis ins 18. Jahrhundert zitiert, als der Begriff Zauberkunst geprägt und salonfähig wurde.

Als wirkliche Kunst und Bühnenmagie wurde die Zauberkunst im 19. Jahrhundert bekannt. Statt prunkvoller Ausstattung und Requisite standen nun die Tricks im Mittelpunkt. Ein Jahrhundert später begannen viele Zauberer, sich auf eine bestimmte Sparte, wie Münztricks, zu spezialisieren und neue Ideen zu entwickeln. Weltweit gründeten sie Zaubervereine, deren Mitglieder einen Eid zur Verschwiegenheit ablegen mussten.

Bis in die heutige Zeit spielt Zauberei mit den Grenzen der menschlichen Wahrnehmung und unterhält auf provokante, humorvolle und manchmal sogar spirituelle Weise.

Idee & Umsetzung: Christian Beer
Fotos: Frederike Coring









Ein magisches Blatt

Das Kartendeck ist eines der wichtigsten Utensilien der Zauberkunst und bei näherer Betrachtung selbst so mystisch wie die Tricks, die Zauberinnen und Zauberer mit ihm ausführen. Es enthält genauso viele Karten wie ein Jahr Wochen: 52. Die zwölf Bildkarten repräsentieren die Monateinteilung unseres modernen Kalenders. Ergänzt um einen Joker ergeben alle Kartenwerte die Summe 365, die Anzahl der Tage eines Jahres. Mit einem zweiten Joker kommt der Wert 366 heraus – die Anzahl der Tage eines Schaltjahres. Die vier Farbwerte – Kreuz, Pik, Herz und Karo – können als Bezug zu den vier Jahreszeiten gesehen werden. Von jedem gibt es 13 Karten; so oft umrundet der Mond die Erde im Laufe eines Jahres. Die Werte der Karten einer Farbe ergeben zusammen 91; jede Jahreszeit umfasst durchschnittlich 91 Tage. Schwarz und Rot, die zwei Farben im Deck, erinnern an die Dunkelheit der Nacht und das wärmende Tageslicht der Sonne. Ob all diese Bezüge gewollt oder zufällig entstanden sind, ist nicht geklärt – das muss jede und jeder für sich selbst entscheiden.



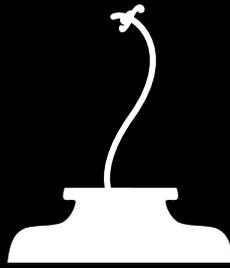


Ein beflügelnder Duft

- Über die Illusion des Schwebens -

1848 erfand der französische Illusionist Jean Eugène Robert-Houdin den Vorläufer des Klassikers „Schwebende Jungfrau“. In seinem Pariser Zaubertheater gab er vor, seinen sechsjährigen Sohn mit dem Anästhetikum Äther in einen schlafähnlichen Zustand zu versetzen. Anschließend hob er dessen Füße mit einer einzigen leichten Handbewegung in die Luft und ließ ihn locker gestützt durch einen Gehstock scheinbar schwerelos in der Luft verharren.





Der indische Seiltrick

Wer am 8. August 1890 die Chicago Tribune aufschlug, las folgende erstaunliche Geschichte: Zwei Yale-Absolventen hatten auf einer Reise durch Indien ein scheinbar unmögliches Ereignis gesehen, das zahlreiche weitere Menschen bestätigten. Ein Straßenfakir hatte ein Seil in die Luft geworfen, dessen Ende nicht zu Boden fiel, sondern im Himmel verschwand, während das Seil selbst in der Luft schwebend erstarrte. Anschließend tauchte ein kleiner Junge auf, kletterte daran hinauf und war von einem Moment zum anderen nicht mehr zu sehen. Als die beiden Touristen daheim ihre Fotos von diesem Ereignis entwickelten, mussten sie feststellen, dass keines einen Jungen oder ein schwebendes Seil abbildete: Der Fakir saß einfach nur da. Der Artikel schloss mit der Begründung, der Fakir habe das gesamte Publikum hypnotisiert. Die einleuchtendere Erklärung für diese Geschichte: Die Chicago Tribune hatte sie erfunden, um ihre Auflagenzahl zu erhöhen.



TITELTHEMA KREATIV

Kreativität ist nicht auf Knopfdruck abrufbar und reagiert nicht auf Zwang. Wer heute noch vor Ideen sprudelt, den kann schon morgen gähnende Leere im Kopf lähmen. Woran das liegt, kann auch die Wissenschaft nicht abschließend erklären. Während es recht zuverlässige Methoden zum Messen der Intelligenz gibt, gibt es keine zum Ermitteln von Kreativität. Über eines sind sich Fachleute allerdings einig: Gut gelaunte Menschen denken kreativer als „Miesepeter“. Einige positiv gestimmte Hochschulangehörige und ihre Ideen lernen Sie auf den kommenden Seiten kennen.

HOCH HINAUS

MIT DER SEILBAHN ZUR VORLESUNG?

Steigende Studierendenzahlen verschärfen die Verkehrsanbindungsproblematik der Fachhochschule Kiel seit Jahren. Überfüllte und verspätete Busse gehören zum Alltag der Lehrenden und Lernenden. Dringend muss eine Lösung her. Für Prof. Dr. Peter Franke vom Fachbereich Wirtschaft ist der Bau einer Seilbahnstrecke über die Förde zu einer echten Alternative geworden. Gemeinsam mit Studierenden des Fachs Technische Betriebswirtschaftslehre nimmt er sich seit rund einem Jahr des Themas an. Nach der Erstellung einer Machbarkeitsstudie sind es nun vor allem Kevin Rieckhoff (27) und René Tuleweit (29), die in ihrer Masterarbeit an der inhaltlichen Vertiefung des Projekts arbeiten. Wie die Idee dazu entstanden ist, wie der aktuelle Stand der Dinge aussieht und wie groß ihre Zuversicht ist, dass sich die Seilbahn in Kiel durchsetzt, haben die drei Laura Berndt verraten.



LB (Laura Berndt): Herr Tuleweit, wie äußert sich die problematische Verkehrsanbindung der FH in Ihrem Alltag?

RT (René Tuleweit): Vor allem zu den Stoßzeiten, im Fachbereich Wirtschaft zum Beispiel zu Vorlesungsbeginn um 8:15 Uhr, platzen die Busse der Linien 11 oder 60S aus allen Nähten – egal, ob ich einen Bus früher oder später nehme. Noch dazu wird mancher Halt dadurch verzögert, dass Leute wieder aussteigen müssen, weil der Wagen durch das Gewicht der vielen Fahrgäste nicht mehr aus seinem Senkzustand hoch kommt. Ich kenne einige, die deshalb schon zu spät zur Vorlesung gekommen sind.

LB: Alternativ ist es doch auch möglich, mit der Fähre zur FH zu fahren.

KR (Kevin Rieckhoff): Stimmt, sie ist zwar leerer, aber ihre Anbindung an die Busse auf dem Westufer ist nicht optimal, wodurch es zu längeren Wartezeiten kommt. Zwar gibt es noch die Buslinien 100/101, die Haltestelle auf dem Ostufer ist jedoch recht weit vom Campus entfernt. Leider kann die FH das Anbindungsproblem auch nicht durch eigene Maßnahmen lösen – zum Beispiel entzerrte Vorlesungszeiten –, da ihr zu wenig Räume zur Verfügung stehen. Deshalb ist es interessant, über eine Alternative zu den jetzigen Anbindungen nachzudenken. Eine Seilbahn könnte eine energieeffiziente und kreative Lösung sein.

LB: Prof. Franke, wie kamen Sie auf die Idee zu diesem Projekt?

PF (Peter Franke): Zu Beginn des Wintersemesters 2013/14 stand ich vor einem Problem: Für meinen Kurs „Managementprojekt“ hatten sich mehr Studierende angemeldet als erwartet, deshalb konnte ich nicht alle in der geplanten Projektaufgabe unterbringen. Mir fehlte schlicht ein weiteres Thema. Seit ich im Frühjahr 2013 durch einen Artikel zum Thema „Verkehr der Zukunft“ auf Seilbahnen als schwebendes Transportmittel gestoßen war, hatte ich mich immer wieder gefragt, ob der Bau einer solchen Verbindung auch für die Stadt Kiel interessant wäre. Über das massive Verkehrsanbindungsproblem der Fachhochschule konnte ich eine Brücke zur Seilbahn als neuem Lösungsansatz bauen. Die zusätzlichen Studierenden des Kurses sollten sich um eine Machbarkeitsstudie zu diesem Thema kümmern.

LB: Wie sahen die einzelnen Schritte des Projekts bis heute aus?

PF: Im Dezember des vergangenen Jahres haben wir der Presse, aber auch dem Verein FördeFörder e.V. sowie der Kiel-Marketing GmbH einen Zwischenstand unserer Idee vorgestellt. Die Machbarkeitsstudie des ersten Projektteams sollte zum einen

Kapazitätsausweitung der aktuellen Transportmittel und zum anderen die Seilbahn als alternative Verkehrsanbindung im Hinblick auf Streckenführung, Kosten, Qualität der Anbindung und Imagegewinn für die Stadt Kiel untersuchen. Schon währenddessen standen wir in Kontakt zu den Eigenbetrieben der Stadt, zur Schlepp- und Fährgesellschaft, zur Kieler Verkehrsgesellschaft und zum Tiefbauamt, um über mögliche Standorte für Seilbahnstationen zu diskutieren, und haben stets mit Vertreterinnen und Vertretern aus Politik und Stadt kommuniziert. Die zwei weltgrößten Hersteller von Seilbahnen, die Doppelmayr/Garaventa Gruppe und die Leitner AG, haben von sich aus Kontakt zu uns aufgenommen und angeboten, sich am Projekt zu beteiligen.

LB: Inwiefern konnten die beiden Unternehmen das Projekt bisher unterstützen?

PF: Mit ihrer Hilfe haben wir nachgewiesen, dass der Bau einer Seilbahnstrecke über die Förde technisch realisierbar ist. Eine Drei-Seil-



Umlaufbahn könnte in 80 Metern über das Wasser führen und auch Windgeschwindigkeiten bis Stärke zehn problemlos aushalten. Zurzeit arbeiten die Hersteller an konkreten Konzepten und erstellen beispielsweise Profile für die Strecken, die wir interessant finden.

LB: Herr Rieckhoff, welche Rolle spielt Ihre Team-Masterarbeit für das Projekt?

KR: Wir führen die Machbarkeitsstudie der ehemaligen Projektgruppe weiter und untersuchen das potentielle Fahrgastaufkommen, die mögliche Standortwahl für Seilbahnstützen sowie verschiedene Finanzierungsoptionen. Die Ergebnisse bilden zusammen mit den Grobkonzeptionen der Hersteller ein viel aussagekräftigeres Paket. Das wird im Herbst der Öffentlichkeit präsentiert.

LB: Wie könnte eine Seilbahn die Verbindung von West- und Ostufer verbessern?

RT: Mit zehn Kabinen, die jeweils Kapazität für 35 Personen haben, könnten pro Stunde circa 3.000 Menschen von einem zum anderen

Ufer befördert werden. So könnten nicht nur Studierende der Fachhochschule, sondern auch Pendlerinnen und Pendler auf dem Weg zur Arbeit viel Zeit einsparen. Verläuft die Strecke über die kürzeste Uferdistanz – von der FH bis nach Reventlou sind es 1,8 Kilometer – würde eine Fahrt höchstens sieben Minuten dauern. Täglich umfahren rund 40.000 Autos die Förde, immer wieder kommt es zu Staus oder stockendem Verkehr und damit zu erheblichem zusätzlichem Abgasausstoß. Außerdem verlieren die Fahrerinnen und Fahrer dabei viel Zeit. Eine Seilbahn könnte ihren Weg verkürzen und die Straßen sowie die Umwelt entlasten.

LB: Prof. Franke, von welcher Kostenhöhe gehen Sie aufgrund der bisher gewonnenen Erkenntnisse aus und glauben Sie, dass eine Seilbahn in Kiel im Hinblick darauf wirtschaftlich sinnvoll genutzt werden könnte?

PF: Es wäre zumindest denkbar. Um diese Frage jedoch zu klären, arbeiten zum einen Herr Rieckhoff und Herr Tuleweit an ihrer Masterthesis und zum anderen die Hersteller an ihren Konzepten, die beide bald vorliegen werden. Letztere werden uns genauere Kostenabschätzungen liefern. Bisher gehen wir von einer Investition in Höhe von circa 40 Millionen Euro aus. Die Baukosten hängen jedoch maßgeb-

lich von der genauen Form der technischen Umsetzung ab, zum Beispiel auch davon, wie elegant die Seilbahnstützen aussehen sollen. Die Doppelmayr/Garaventa Gruppe sowie die Leitner AG werden uns auch Angaben zu den laufenden Betriebskosten machen. Unsere ersten Schätzungen liegen bei etwa 1,5 Millionen Euro pro Jahr.

Die Masterthesis soll genauer beleuchten, welche Umsätze eine Seilbahn erzielen könnte. Maßgeblich hängt das sicherlich von ihrem touristischen Potenzial ab. Von Touristinnen und Touristen könnten höhere Fahrpreise verlangt werden als von Pendlerinnen und Pendlern, die die Seilbahn täglich nutzen wollen. Es kursieren Angaben, eine Seilbahn sei mit mindestens 600.000 Fahrgästen im Jahr wirtschaftlich zu betreiben. Das ist zumindest für Kiel zu pauschal, denn es hängt davon ab, welchen Anteil der ÖPNV hat.

LB: Könnte sich Ihrer Meinung nach die Idee einer Seilbahn in Kiel unter diesen Gesichtspunkten durchsetzen und realisieren lassen?

RT: Die Förde treibt einen Keil durch Kiel und auch breitere oder zusätzliche Straßen drum herum könnten das vermutlich nicht abfangen. Mir persönlich ist der Weg von einem zum anderen Ufer trotz der Bus- und Fährverbindung zu weit, als dass ich außerhalb des Studiums mal eben dort hinfahre, und das geht sicher auch anderen so. Wird die Seilbahn als weitumfassendes Projekt zur Stadtentwicklung und nicht nur als „Ausweichstrecke“ für zum Beispiel die bisherigen Fahrgäste der Schwentinefähre betrachtet und auch das touristische Interesse bei dem Thema nicht unter den Tisch fallen gelassen, glaube ich, dass sich die Idee durchsetzen kann.

KR: Bis dahin stehen aber noch viele Fragezeichen im Raum. Zum Beispiel muss die Verfügbarkeit von Bauland und die Schaffung der benötigten Infrastruktur, wie Parkplätze an den Seilbahnstationen, geklärt werden.

PF: Das sehe ich auch so. Bevor wir optimistisch sein können, müssen wir noch einiges diskutieren, kalkulieren und bedenken, dass das Projekt Widerspruch ausgesetzt und auch nicht von heute auf morgen realisierbar ist. Die Fachhochschule bräuchte allerdings eine schnelle Lösung für das Verkehrsanbindungsproblem.



JUTEBEUTEL KOMMEN NICHT IN DIE TÜTE





Wer Ware von Lana Grochowina bekommt, bekommt auch Konfetti. Ein Tick von ihr, sagt sie. „Ich fahr total darauf ab und würde mich selbst riesig freuen, wenn ich ein Paket aufmache und Konfetti herausrieselt.“

Mit Spaß hat die Sache angefangen und er darf bei Lana Grochowina weiterhin nicht zu kurz kommen. Die 23-Jährige designt Motive für Textilien. Dabei wollte sie ursprünglich nur einen Turnbeutel aufpeppen. Und auch nur ihren eigenen. „Ich stehe überhaupt nicht auf Handtaschen und brauchte irgendeine Alternative“, erzählt Lana Grochowina. Sie besorgte sich einen baumwollenen Gymnastikbeutel mit Zugband. Etwas fade, dachte sie sich, als er so vor ihr lag. Kurzerhand kaufte sie in einem Billigladen Textilstifte und malte drauflos, „nur so zum Spaß“. Das Resultat: ein grafisch gestalteter Fuchskopf, mittlerweile das Logo ihres kleinen Labels „MOTHERFOXER“, ehemals „Fuxbau“. Warum Füchse? „Dahinter steckt nichts Großartiges. Es sind meine Lieblingstiere, das Motiv hat sich einfach angeboten“, erklärt Lana Grochowina schlicht.

Ihr Beutel erregte Aufsehen. „Mich sprach jemand aus meinem Freundeskreis darauf an, dann noch einer, dann noch einer. Alle fanden das Design cool“, erinnert sie sich ein wenig ungläubig. „Irgendwann fragte mich jemand, ob ich nicht auch ein T-Shirt für ihn bemalen könnte, die nächste wollte einen Pulli verschenken. So ging das alles los.“ Und so ging es auch weiter. Sie versorgte ihre Freundinnen und Freunde, die wiederum angesprochen wurden. Inzwischen hat sich Lana Grochowina mit ihrem Label selbstständig gemacht. Die Mund-zu-Mund-Propaganda funktioniert nach wie vor am besten, auch über ihre Facebook-Seite nimmt sie Bestellungen entgegen. Ein Onlineshop ist in

Planung. Daneben wird sie ihre Produkte künftig auf Flohmärkten sowie in kleinen Berliner und vielleicht auch Kieler Geschäften anbieten.

Dabei ist es noch gar nicht so lange her, dass sie das erste Stück, einen ihrer heißgeliebten Beutel, an eine fremde Person verkauft hat. „Merkwürdig“ habe es sich angefühlt, denn vorher habe sie die Sachen nur an ihre Freundinnen, Freunde und Familie weitergegeben. „Einerseits fand ich es total cool, dass mir jemand, den ich nicht kenne, etwas abkauft. Einfach, weil ihm gefällt, was ich produziert habe.“ Andererseits sei ihr das irgendwie surreal vorgekommen, schließlich habe die Person wahrscheinlich gedacht, sie kaufe etwas von einer „richtigen“ Unternehmerin. „Und in Wirklichkeit habe ich in den Anfangszeiten bei mir im Wohnzimmer gesessen und spaßeshalber Klamotten bemalt“, sagt sie.

Surreal findet sie diese Entwicklung noch heute, geplant hat sie das alles nicht. Lana Grochowina hat eine schulische Ausbildung zur gestaltungstechnischen Assistentin im Bereich Grafik gemacht und anschließend an der Fachhochschule Kiel Multimedia Production studiert. Seit Juli 2014 ist sie angestellte Grafikerin in Berlin, zusätzlich betreibt sie „MOTHERFOXER“. Kreativ arbeitet sie, kreativ sieht sie auch aus. Ihre langen Locken sind blondiert, mal mit einem leichten Grün-, mal einem leichten Lilastich, auch ihre Fingernägel lackiert sie gern bunt. Auf ihren rechten Oberarm hat sie sich das Logo ihres Labels, den „Fuxkopf“, tätowieren lassen. Sie mag auffälligen Schmuck, ihre Oberlippe ziert ein Pier- ➤



cing. Findet sie sich selbst kreativ? Sie zögert, denkt kurz nach. „Joa, schwierige Frage. In manchen Bereichen schon. Aber ich bin zum Beispiel nicht von selbst darauf gekommen, das Label zu gründen. Das hat sich durch die Nachfrage von ganz allein entwickelt – ich bin nur darauf eingegangen.“ Der ursprüngliche Name „Fuxbau“ sei übrigens die Idee eines Freundes, erzählt Lana Grochowina. „Ich selbst hatte mir darüber gar keine Gedanken gemacht. Es war mir erst nicht so wichtig, denn für mich stand ganz klar das Designen und Produzieren im Vordergrund.“ Vom Namen „Fuxbau“ habe sie sich inzwischen getrennt, weil sie „übertrieben angegriffen vom Überangebot an Fuxbauten“ gewesen sei und etwas ganz Eigenes wollte.

Die Eigendynamik ihres Labels scheint sie auch heute noch zu überraschen und etwas zu verunsichern. Anfang 2013 hat alles angefangen. Wie viele Teile sie inzwischen produziert hat, weiß sie nicht genau. „Vielleicht 120?“; spekuliert sie etwas ratlos. Auf den „ganzen Management-Kram“, gibt sie beschämt zu, sei sie nicht vorbereitet gewesen, dafür sei eben alles viel zu unerwartet passiert.

In ihrem Angebot: Mützen, T-Shirts, Pullis, Caps – und natürlich Turnbeutel, ihre Favoriten. Die designt Lana Grochowina am liebsten, auch wenn sich die Mützen besser verkaufen. „Die Beutel sind leider immer noch nicht so in Mode gekommen, wie ich mir das gewünscht habe. Aber das wird noch passieren“, prophezeit sie. Apropos Mode: Die zurzeit so angesagten Jutebeutel kommen bei ihr nicht in die Tüte. Trotz großer Nachfrage hat sie bisher keinen einzigen designt und das wird auch so bleiben, ist sie sich sicher. Davon gäbe es genug, winkt sie ab, und sie sei schließlich kein Hipster. Außerdem seien Jutebeutel für sie eine peinliche Kindheitserinnerung. „Ich musste immer damit zum Einkaufen gehen, während die anderen Kinder Plastiktüten benutzen durften“, erzählt sie lachend.

Lana Grochowina weiß genau, was sie anbieten möchte. So sehr sie buntes Konfetti auch mag,

bei ihren Designs setzt sie auf gedeckte Farben. Ihre Basics – Shirts, Hoodies und Taschen – sind schwarz, dunkelblau und dunkelgrau. „Ich habe schon immer gerne weiß auf dunkel gemalt, ein weiterer Spleen von mir.“ Bei den Farben, mit denen sie die Motive ausfüllt, dürfen ihre Kundinnen und Kunden aber mitreden. Und wenn jemand „ganz ganz lieb bittet“, geht sie auch mal auf spezielle Wünsche ein: So bekam ein Kunde eine hellgraue Mütze, einem anderen bemalte sie seinen eigenen Pullover. Für eine Freundin entwarf Lana Grochowina eine Laufhose für den Kiel-Marathon. Für ihren Vater, einen passionierten Golfspieler, Polohemden – gerade weil diese eher gediegene Sportart und ihre hippen Designs „total gegensätzlich sind“. An solchen Dingen hat sie eben Spaß.

Inzwischen hat sie sich auf den „Fuxkopf“ beschränkt, zu „Fuxbau“-Zeiten hatte sie noch drei weitere grafische Fuchsmotive im Angebot. Darüber hatte sie ihre Fans auf ihrer Facebook-Seite abstimmen lassen. „Jemand muss mir sagen, ob ein Design gut ist oder nicht, ich selbst kann das nicht so gut einschätzen“, sagt Lana Grochowina bescheiden. Werbung für sich zu machen, ist ebenfalls nichts für sie – das übernehmen ihre Freundinnen und Freunde. Dabei wüsste sie theoretisch, wie es geht. Im Rahmen eines freien Projektes während ihres FH-Studiums untersuchte sie Marketingstrategien für „Fuxbau“. „Diese Selbstbeweihräucherung liegt mir aber einfach nicht“, winkt sie ab. Schließlich läuft das Geschäft momentan noch von allein. Mittlerweile trifft sie dann und wann auf der Straße Leute mit ihren Klamotten. Das findet sie „total cool, weil die ja nicht wissen, dass ich hinter den Designs stecke.“

Das wird in Zukunft wohl noch häufiger passieren. Was spaßig und spielerisch begann, entwickelte sich im Frühjahr 2014 zu einer ernsthaften Angelegenheit. Denn je mehr Aufträge eintrudelten, desto mehr Gedanken machte sich Lana Grochowina um ihr damaliges „Konzept“. Sie stand vor Fragen, mit denen sie nicht gerechnet hatte: Sollte das Label weiter wachsen? Waren



ihre Designs gut genug für den professionellen Verkauf? Und: Was würde passieren, wenn die Nachfrage nachließe? Sie entschied sich, Nägel mit Köpfen zu machen, wenn auch keineswegs leichtfertig. Als eigentlich entscheidungsfreudigem Menschen, sagt sie, sei ihr dieser Schritt unerwartet schwer gefallen. „Weil ich schlecht beurteilen kann, ob dieses Projekt eine Zukunft hat oder nicht“, erklärt sie. Trotzdem fasste sie sich ein Herz. Neben ihrem Halbtagsjob als Grafikdesignerin steckt sie nun jede freie Minute in „MOTHERFOXER“:

Am Anfang bemalte sie noch jedes Shirt, jeden Pulli, jeden Beutel per Hand. Dieser persönliche Aspekt war ihr wichtig, den wollte sie nicht aufgeben. Eigentlich. Doch sie wusste nicht, wie viele Wäschen ihre Designs überstehen. Auch wenn sich noch niemand beschwert hatte, entschloss sie sich dazu, ihre Motive künftig aufdrucken zu lassen, um sie „haltbarer“ zu machen – obwohl so der Spaß an der Handarbeit auf der Strecke blieb. „Aber so bin ich auf der sicheren Seite und niemand kann behaupten, ich verkaufe Plünnkram“, bekräftigt sie ihre Entscheidung. Zusätzlich stellt die Designerin ihr Angebot auf Fair-trade-Produkte um – der große Relaunch ist zum Herbst 2014 geplant.

Ihren ursprünglichen Plan, ihre Produkte zum Selbstkostenpreis zu verkaufen, habe sie schnell aufgeben müssen. Schließlich versorgte sie innerhalb kurzer Zeit nicht nur ihr unmittelbares Umfeld, sondern auch Wildfremde. „Als die Sache größer wurde, musste ich die Preise notgedrungen anpassen. Inzwischen habe ich kein Problem mehr damit, ich muss schließlich auch davon leben.“

Auch wenn Lana Grochowina noch nicht genau absehen kann, wohin sie ihr Weg mit ihrem kleinen Label führen wird, weiß sie eines sicher: Solange es „MOTHERFOXER“ gibt, wird sie immer einige Beutel Konfetti im Haus haben.

Katja Jantz

„Als die Sache größer wurde, musste ich die Preise notgedrungen anpassen. Inzwischen habe ich kein Problem mehr damit, ich muss schließlich auch davon leben“

DER ANDERE BLICK

EIN SPAZIERGANG DER BESONDEREN ART

Direkt am Ufer der Schwentine liegt die Mensa der Fachhochschule in Kiel. Leise klatschen Wellen gegen die Ufermauer, Boote knarren, ab und zu kreischen Möwen. In diese maritime Kulisse mischt sich ein weiteres, ungewohntes Geräusch – ein elektronisches Summen, das ich zunächst nicht zuordnen kann. Dann entdecke ich den Ursprung: eine Prismavisionsanlage an der Wand zum Haupteingang der Mensa. Dabei handelt es sich um eine bewegte Fotografie, die abwechselnd den Blick auf die dem Ausbau des Ostuferhafens geopfert Kilian-Bunkerruine und auf San Giorgio in Venedig freigibt, und schließlich beide Motive miteinander verschmilzt. Doch woher stammt diese Fotoinstallation und warum hängt sie hier?

„Unser Campus entstand erst Anfang der 1990er Jahre in diesem damals noch verlassenen Industriequartier, in dem über einhundertfünfzig Jahre Schiffe gebaut wurden“, erzählt mir Klaus-Michael Heinze, Kanzler der Fachhochschule Kiel. Ich erfahre, dass die bewegte Fotografie *Der Süden im Norden* von Renate Anger stammt – einer von zehn Künstlerinnen und Künstlern, die 1994 im Rahmen des „Kunstlaboratoriums“ eingeladen waren, mit ihren Kunstkonzepten ein wieder lebenswertes Umfeld aus der Industriebranche entstehen zu lassen. Da wird doch sicherlich noch einiges mehr zu entdecken sein?

Neugierig schaue ich mich um. Mir fällt auf, dass an den Lehnen der blauen Sitzbänke auf der Mensa-Terrasse Schilder befestigt sind – und auf jedem prangt ein großer,

farbiger QR-Code. „Das sind ein paar der 33!Denk!Bänke!, die auf dem ganzen Campus verteilt sind“, erklärt Heinze. „Allen hat der Bremer Künstler Michael Weisser eine Webseite mit Medienkunst gewidmet. Hinter den QR-Codes verbergen sich Links zu Bildern, Filmen, Musik, Lyrik und Prosa. Von Weisser haben wir noch viele spannende Arbeiten als Schenkung erhalten, die Flure und Räume auf dem Campus besonders gestalten.“

Spannend, finde ich, und möchte noch mehr sehen. Von der Terrasse führt ein hölzerner Steg zum Anleger der Schwentinefähre, wo ich den Tourenplan der Campus-KulTour entdecke. Mithilfe eines Audioguides, der über die Geschichte des Stadtteils und die Kunstwerke berichtet, lade diese zu einer beschilderten Wanderung über den Campus ein, so Heinze. Ich setze einen weiteren Punkt auf meine imaginäre To-Visit-Liste.

Weiter geht der Spaziergang in Richtung Bunker-D. Der Steinkreis zwischen Verwaltungsgebäude und Bunker ist mir zwar schon aufgefallen, doch was hat es damit auf sich? Auch diese Arbeit von Ludger Gerdes stammt aus dem Kunstlaboratorium, erfahre ich. „Sie ist ein *Landchaftskonzept für einen kontemplativen Ort*, zu dem nicht nur die Kugeln, sondern auch die Vertiefung in der Mitte und die vier Bäume gehören“, weiß Heinze und betont, es sei gewollt, dieses Werk als Ort der Ruhe und Besinnung zu nutzen. Wir wenden uns dem Bunker-D zu, in dem es unterschiedlichste Bilder, Objekte und Installationen zu entdecken gibt. „Viele der Kunstwerke haben





Anna Lena Straube, *Drei Weiße Katzen*, Audimax Mehrzweckgebäude

ihren Ursprung in den mittlerweile 46 Ausstellungen, die wir seit 2006 in der Bunkergalerie gezeigt haben, und sind als Schenkungen oder Leihgaben auf dem Campus geblieben, wie die Installation *Vision* von Mathias Wolf hier im Bunker," berichtet der FH-Kanzler.

Im Foyer des Großen Hörsaalgebäudes stehen wir inmitten großformatiger Kunstwerke, die als Leihgaben zur Verfügung gestellt wurden. *Die Kunsttherapeutinnen* von Anna Lena Straube war das erste Gemälde, das von einem Kieler Unternehmen für die FH-Sammlung erworben wurde. Die *Terra incognita* ist eine der persönlichen Leihgaben von Vladimir Sitnikov – sie wirkt wie eigens für diesen Ort gemalt. Doch dem ist nicht so, wie Heinze mir erklärt: „Sitnikov hat im Jahr 1994 während eines Gastaufenthalts im Herrenhaus Salzau, dem damaligen

Landeskulturzentrum, einige Bilder gemalt und dort gelagert. Als das Zentrum 2011 aufgelöst wurde, wurden uns diese Werke vom Künstler als Leihgabe überlassen.“

Der Spaziergang führt uns ins Mehrzweckgebäude. Auch hier gibt es vieles an Kunstwerken zu entdecken – immer wieder trifft schlicht auf schräg. „Gerade diese Mischung macht unsere Sammlung so speziell“, freut sich Klaus-Michael Heinze. So stehen die beiden Skulpturen *An Stadt – Statt Grün* von Insa Winkler den *Knallköppen* von Sascha Kayser gegenüber, an der einen Wand hängen *Fotografien der Architekturzeit 1993* des berühmten Fotokünstlers Boris Becker, an der anderen sieben *Runde Ecken* des jungen Fotografen Till Lichtenberger. ➤



Katharina Kierzek, *Das lange Elend*, Senatssaal Hochhaus



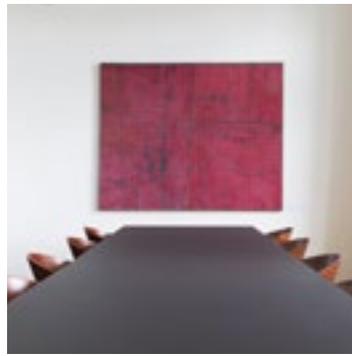
Fotos: Frederike Coring



Links: Renate Anger, Der Süden im Norden, Mensa

Rechts: Peter Hopkins, Covered Site, Heikendorfer Weg 31

Unten: Anna Lena Straube, Kunsttherapeutinnen, Großes Hörsaalgebäude



Oben: Michael Weisser, 33!Denk!Bänkel, Campus

Links: Tobias Regensburger, ohne Titel, Bunker-D

Unten: Vladimir Sitnikov, Terra Incognita, Großes Hörsaalgebäude



Oben: Mathias Wolf, Vision, Bunker-D

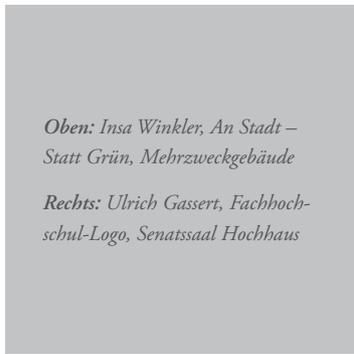
Rechts: Ludger Gerdes, Kontemplativer Raum, Max-Reichpietsch-Platz



Links: Sascha Kayser, Knallköpfe, Mehrzweckgebäude

Rechts: Ulrich Eller, Eisenblock, Sokratesplatz

Unten: Henrike Reinckens, Die Sitzengebliebenen, 7. OG Hochhaus



Oben: Insa Winkler, An Stadt – Statt Grün, Mehrzweckgebäude

Rechts: Ulrich Gassert, Fachhochschul-Logo, Senatssaal Hochhaus



Viele der Kunstwerke haben ihren Ursprung in den mittlerweile 46 Ausstellungen, die wir seit 2006 in der Bunkergalerie gezeigt haben, und sind als Schenkungen oder Leihgaben auf dem Campus geblieben.

Weitere Informationen

Angebote der KULTURINSEL DIETRICHSDORF finden Sie auf www.kulturinsel-dietrichsdorf.de. Informationen zum BUNKER-D und aktuelle Veranstaltungen gibt es unter www.bunker-d.de. CampusTV berichtet über CAMPUSKUNST auf www.fh-kiel.de/tour-campuskunst-d.

Die CampusKunst in Zahlen

Gesammelte Werke	mehr als	360
Landeskulturbesitz	über	120
persönliche Leihgaben	über	20
Schenkungen	über	220
davon Werke in öffentl. Räumen		300
davon Werke im Bunker-D		20

Draußen vor dem WiSo-Hochhaus kommen wir an dem *Eisenblock* von Ulrich Eller vorbei, aus dem ein metallisches Klopfen ertönt. Ebenfalls ein Überbleibsel des Kunstlaboratoriums, erklärt Heinze. Im Hochhaus angekommen geht es in den siebten Stock. Hier ist die Spannung zwischen Tradition und Moderne zu spüren: Harmonisch teilen sich die Fotografien *Kappakonien* von Johannes J. Dittloff und *Die Sitzengebliebenen* von Henrike Reinckens mit Medienkunstwerken von Michael Weisser den Raum.

Im Senatssaal verliere ich schnell das Interesse an der schönen Aussicht über Kiel, denn hinter mir glitzert und glänzt die Installation *Das Lange Elend* von Katharina Kierzek, die erst vor kurzem den Weg hierher fand. „Unsere historisch wertvollste Arbeit stammt aus der Zeit als der Fachbereich Gestaltung noch zur Fachhochschule gehörte. Professor Ulrich Gassert schuf die dreidimensionale Umsetzung unseres *Hochschul-Logos*“, erklärt Klaus Michael-Heinze und weist auf ein edles, weißes Gipsrelief hin. Ganz bewusst seien diese Arbeiten kombiniert worden, um das weite Feld zwischen Regeln der Formenlehre und Grenzenlosigkeit der Kreativität zu zeigen.

Wieder auf dem Flur betrachte ich *Die Sitzengebliebenen* von Henrike Reinckens – auf was könnten sie warten, frage ich mich, was kommt wohl als nächstes? „Wir haben viele neue Ideen“, verrät Klaus-Michael Heinze, „einige sind schon im Entstehungsprozess, andere reifen noch.“

Viel Arbeit sei in den Ausbau der Kunst-Webseiten geflossen, die unter anderem nicht nur Informationen zu den im Bunker-D gezeigten Ausstellungen liefern, sondern bald auch die sogenannte CampusKunst-Sammlung präsentieren sollen. „Unser Team dokumentiert und fotografiert die auf dem Campus vorhandenen Werke, so dass wir demnächst schon eine Auswahl auf unserer Webseite vorstellen können“, freut sich der FH-Kanzler. Ein besonderes Feature wird es sogar ermöglichen, einige Skulpturen digital anzufassen und so von allen Seiten zu begutachten. Das ungeduldige Warten der Gipsfiguren ist also völlig berechtigt und auch ich bin schon ganz gespannt.

Laura Duday, Studentin

AUS KIEL IN VIRTUELLE WELTEN



Wenn er das Hier und Jetzt hinter sich lässt, dann ist Dr. Jürgen Rienow in seiner Welt. Immersion, das Eintauchen in eine künstliche Realität, ist die Passion des Informatikers, der Studierenden an der FH vermittelt, dass Spiele kein Spielkram sind und der überzeugt davon ist, dass unsere Wohnzimmer bald zu Portalen in virtuelle Welten werden.

Wenn er das Hier und Jetzt hinter sich lässt, dann ist Dr. Jürgen Rienow in seiner Welt. Immersion, das Eintauchen in eine künstliche Realität, ist die Passion des Informatikers, der Studierenden an der FH vermittelt, dass Spiele kein Spielkram sind und der überzeugt davon ist, dass unsere Wohnzimmer bald zu Portalen in virtuelle Welten werden.

Unter mechanischem Geklacker ächzt der Schlitten Meter um Meter die hölzernen Gleise hinauf. Die Aussicht! Diese Aussicht! Zur Rechten das azurblaue Meer, das sich bis zum Horizont unter wolkigem Himmel erstreckt; zur Linken die Stadtmauer, mit ihren gewaltigen Wehrtürmen. Meter um Meter zieht sich der Wagen gleisauflauf über die hutzelige mittelalterliche Stadt. Fachwerkhäuser, zwischen denen behangene Wäscheleinen im Wind wehen. Der Blick nach hinten sorgt für ein mulmiges Gefühl auf mittlerweile wohl 50 Metern Höhe. Das Klackern wird langsamer und härter, der verstörte Blick zurück nach vorne verheißt nichts Gutes. Die Gleise knicken fast im 90-Grad-Winkel nach unten weg. Der Schlitten stürzt in die Tiefe! Das Holz ächzt. Raserei in steilen Kurven durch Tunnel und Torbögen, vorbei an bunten Jurten – bis die Gleise plötzlich enden. In atemloser Stille geht es durch die Luft, um nach einer nur eine Sekunde langen Ewigkeit unsauber wieder auf den Gleisen aufzusetzen. „Das ist das Beste, was ich mal eben so anmachen kann“, kommentiert Jürgen Rienow die bewegende Achterbahnfahrt durch eine mittelalterliche Stadt, der lediglich der Fahrtwind fehlt. Behutsam legt der 37-Jährige das klobige schwarze Gerät beiseite, auf das er große Stücke hält. Die Oculus Rift ist ein Virtual-Reality-Headset, das seinen Trägerinnen und Trägern den Eintritt in künstliche Welten ermöglicht. Eine Brücke zwischen dem, was wir als Realität verstehen und der virtuellen Realität, die seine Studierenden erschaffen.

Wer eine Oculus Rift aufsetzt, blickt in Dunkelheit durch zwei Linsen auf zwei Mini-Monitore. Zu sehen ist aber *ein* Bild, eine künstliche Welt, die nicht am Rande des Sichtfeldes endet. Zudem registriert die Oculus Rift jede Kopfbewegung. Beim Schulterblick nach links oder rechts dreht sich das Bild automatisch in die gleiche Richtung. Ganz als stünde man tatsächlich in der virtuellen Welt und sähe sich um. Spätestens beim Blick nach unten zerbricht die Illusion, denn



die eigenen Füße sind eben nicht Bestandteil der virtuellen Welt – noch nicht zumindest. „Es gibt viele solcher Bruchstellen“, erklärt Rienow. „Wenn die Framerate ins Stocken kommt, wenn sich die virtuelle Welt anders verhält als man das erwartet, dann wird einem sogar schlecht.“ Signalisiert der Gleichgewichtssinn etwas anderes als der Sehnerv, gerät der Körper durcheinander. Wer am Institut für Immersive Medien des Fachbereichs Medien einen Ausflug mit der Oculus Rift unternimmt, leidet unter Umständen unter den gleichen Symptomen wie Reisende, denen auf Bahn- oder Seefahrten übel wird. „Vieles ist noch optimierbar“, weiß Rienow. „Eine höhere Grafik-Auflösung verstärkt die Immersion. Mit einem Kopfhörer, der die Bewegungsgeräusche überträgt, wird der Effekt noch größer.“

Bis mehr Menschen mit der Oculus Rift auf dem Kopf künstliche Welten erkunden können, ist es ein langer Weg – zumindest für diejenigen, die diese Welten erschaffen. Studierende des Studiengangs Multimedia Production erfahren im Laufe ihrer Ausbildung, wie aufwändig und komplex die Entwicklung einer Anwendung ist, die Betrachtende in ihren Bann zieht. In Wahlpflichtfächern >

Die Achterbahnfahrt mit der Oculus-Brille ist kurz, aber bewegend und vermittelt das Gefühl, tatsächlich in einem rasenden Holzkarren zu sitzen. (o.)

Ob Mediendom oder Virtual-Reality-Headset – Jürgen Rienow ist Experte für immersive Medien. (l.)

lernen sie, Projekte zu planen und dabei deren Wirtschaftlichkeit im Auge zu behalten, Grafiken und Animationen zu erstellen und einen Blick dafür zu entwickeln, was gute Geschichten ausmacht. „Das Kino erzählt uns vor allem in amerikanischen Filmen immer wieder die gleichen Geschichten“, seufzt Rienow. „Trotzdem bewegen uns diese Filme aber immer wieder. Es gibt Erzählstrukturen, die einfach funktionieren. Die uns so sehr ergreifen, dass wir auf dem Nachhauseweg noch über den Film nachdenken.“

Besondere Bedeutung bei der Erschaffung virtueller Welten für die Oculus Rift hat die Game-Engine, das Software-Werkzeug, in dem alles zusammenläuft und das die Studierenden verstehen müssen. Dafür bedarf es keiner umfassenden Programmierkenntnisse, wenngleich Rienow als Informatiker darauf besteht, dass seine

„Die große Herausforderung ist es, Anwendungen zu entwickeln, die den Einfluss in der virtuellen Welt fördern, ohne dabei die Illusion zu stören“

Studierenden zumindest ein „bisschen scripten“ können, um mit eigenen kleinen Programmen ein Projekt voranzutreiben oder im schlimmsten Fall zu retten. Rienow führt sie in die populäre Unity-Engine ein, denn die leistungsfähige Entwicklungsumgebung bietet viele Vorteile. „Für den privaten Gebrauch ist Unity kostenlos. So können sie während ihres Studiums auch auf ihren eigenen Rechnern mit einem professionellen Werkzeug arbeiten“, erklärt er. Künftig sollen im sechsten Semester zehn angehende Multimedia Producerinnen und Producer gemeinsam ein Projekt realisieren – von der Konzeption über die Kalkulation bis hin zum fertigen Produkt. Ob Film, Anwendung oder Spiel, steht den Studierenden frei. Rienow wünscht sich eine neue Welt.

So beeindruckend die Oculus-Rift-Erlebnisse bereits sind, für den Informatiker steht die Entwicklung noch am Anfang. „Bisher gibt es überwiegend Tech-Demos ohne echte Interaktion. Die große Herausforderung ist es, Anwendungen zu entwickeln, die den Einfluss in der virtuellen Welt fördern, ohne dabei die Illusion zu stören.“ Zwar können bereits viele populäre Spiele statt auf dem PC-Monitor mit der Oculus Rift gespielt werden, doch weil dabei blind die Tastatur zur Steuerung bedient werden muss, zerplatzt die Immersion. Einen cleveren Aus-

weg bieten handelsübliche Eingabegeräte, die den Nunchuck-Controllern für Nintendos Spielkonsole Wii ähneln. Die durch ein Kabel miteinander verbundenen Kunststoffgriffe eignen sich hervorragend, um Bewegungen von Armen und Händen zu erfassen. Mit ihrer Hilfe wäre eine virtuelle Welt denkbar, in der die Spielerinnen und Spieler durch entsprechende Gesten ein

„Hauslebauer könnten sich in der virtuellen Realität einen räumlichen Eindruck von den Architekturplänen verschaffen“

Schwert schwingen und sich mit einem Schild schützen. Anstatt die Bewegungen der Oculus-Rift-Tragenden mit der Tastatur oder einem Joypad zu steuern, könnten diese mit Hilfe eines Bewegungssensors erfasst und auf die Spielfigur übertragen werden. Auch die hierfür benötigte Technik findet sich bereits in vielen Wohnzimmern: Kinect, eine Kamera, die Spielende filmt, ist ein Zubehör für die Xbox-Spielkonsole von Microsoft und arbeitet nahtlos mit der Programmierschnittstelle zusammen. Doch wenn die realitätsblinden Spielerinnen oder Spieler mit den Controllern in den Händen aus Versehen über den Wohnzimmertisch stolpern, ist es vorbei mit dem Spaß. Rienow gerät ins Schwärmen, wenn er von kugelgelagerten Laufbändern spricht, auf denen sie sich in jede Richtung auf der Stelle bewegen können. Leider steht die Anschaffung solch großer und teurer Geräte zur Immersionsförderung bislang nur auf seinem Wunschzettel.

Und so nähern sich Rienow und seine Studierenden der Immersion in kleinen Schritten mit viel Kreativität. Ein Student hat eine Oculus-Rift-Anwendung konzipiert und umgesetzt, die Klänge visualisiert. Jedes Geräusch in der virtuellen Welt erzeugt Wellenformen, die sichtbar machen, woher die Geräusche kommen – Trittschall für das Auge. „So etwas ließe sich bestens in Videospiele integrieren, um zu zeigen, aus welcher Richtung sich andere Spielfiguren nähern“, freut sich Rienow über die innovative Arbeit. Dieses um-die-Ecke-Denken eröffnet weitere Anwendungsfelder für virtuelle Realitäten. „Wenn Architektinnen oder Architekten ein Haus planen, dann bauen sie ohnehin ein digitales 3-D-Modell. Das kann man in Unity laden und an der Oculus Rift ausgeben“, erklärt Rienow eine mögliche Anwendung. Hauslebauer könnten

sich in der virtuellen Realität einen räumlichen Eindruck von den Architekturplänen verschaffen, den virtuellen Rohbau erkunden und Änderungswünsche äußern, noch bevor das Fundament gegossen wird. Psychologinnen und Psychologen könnten mit der Oculus Rift Angst- und Panikstörungen behandeln und eine gezielte Konfrontation durchführen, die in der Realität nicht ohne Weiteres möglich wäre. „Das ist kein Unsinn, kein Spielkram, was wir hier machen,“ betont Rienow. Doch revolutionäre Ideen allein reichen ihm nicht. „Es soll zumindest ein proof-of-concept geben, etwas Vorzeigbares, das beweist, dass Ideen auch tatsächlich funktionieren. Empirie gehört immer dazu.“ Mit Hilfe eines Fragebogens oder aufgeklebter Elektroden werten die Studierenden aus, ob sich der Spielfluss verbessert hat oder sie die Handlung intensiver erleben. Einige sind gar nicht zu bremsen, schmunzelt Rienow: „Es gibt immer die zehn Prozent, die sich für ihre Thesis die Nächte um die Ohren schlagen und die Umsetzung perfekt machen wollen.“

Grundsätzlich sind virtuelle Welten nichts Neues. Auch der Mediendom der FH, für den Rienow über viele Jahre Software programmierte und

„Es soll zumindest ein proof-of-concept geben, etwas Vorzeigbares, das beweist, dass Ideen auch tatsächlich funktionieren. Empirie gehört immer dazu“

auch zwei Shows konzipierte, entführt seine Gäste in fremde, künstliche Welten. Da die Besucherinnen und Besucher diese jedoch gemeinsam erleben, ist die Immersion nicht so stark, als würden sie sich mit einem Headset im Alleingang aus der Realität verabschieden. In jüngerer Zeit erstarbt das Interesse an künstlichen Welten. Im März 2014 kaufte Facebook die Firma Oculus VR, Hersteller des Virtual-Reality-Headsets, zum Preis von zwei Milliarden US-Dollar (etwa 1,5 Milliarden Euro). Über die Motive von Facebook rätseln Fachleute wie Rienow. „Möglicherweise will das Unternehmen virtuelle Chaträume einrichten. So könnten sich die Avatare, die virtuellen Stellvertreter der Spielerinnen und Spieler, treffen, gemeinsam exotische Schauplätze erkunden und das Erlebnis miteinander teilen“, spekuliert der Wissenschaftler. Der japanische Medienkonzern Sony möchte virtuelle Welten in das Wohnzimmer bringen und arbeitet am Project Morpheus, einem der Oculus Rift ähnelnden Virtual-Reality-Headset für die Videospiele-Konsole



Die Oculus-Brille wird über einstellbare Gummigurte am Kopf gehalten. Zwei Mini-Monitore geben die Bilder wieder. Über Aufsätze können Brillenträgerinnen und -träger die Schärfe anpassen.

Playstation 4. Im Gegensatz zu diesen Entwicklungen setzt das Internetunternehmen Google mit seiner Datenbrille Google Glass auf Augmented Reality. Im Gegensatz zur virtuellen Realität wird den Tragenden hier eine angereicherte Version der „echten“ Realität gezeigt, wie Rienow erklärt. Beispielsweise lassen sich Informationen aus der Wikipedia über Bauwerke und Plätze im Sichtfeld überblenden oder beim Blick auf

„Im Gegensatz zur virtuellen Realität wird den Tragenden hier eine angereicherte Version der ‚echten‘ Realität gezeigt“

ein Kino in der nächsten Stunde beginnende Vorstellungen. Doch bei aller Begeisterung für die vielfältigen Ansätze und die künftigen fantastischen Möglichkeiten gibt es für Rienow keinen besseren Ort als das Hier und Jetzt. Zusammen mit den Studierenden kann er Erlebbares erschaffen, das Patientinnen und Patienten helfen, Menschen miteinander verbinden und Spielende begeistern kann.

Joachim Kläschen

MEHR ALS NUR EIN GARTEN



Grüne Oasen inmitten von grauem Großstadtbeton, blühende Beete neben Bergen aus Müll: Das Bild der Großstadt hat sich gewandelt. Ob Brachen, Parkhausdächer oder Mauern, an jedem nur denkbaren Ort buddeln, pflanzen und ernten Guerillagärtnerinnen und -gärtner. In den vergangenen Jahren haben sich sogenannte Transition-Town-Bewegungen und Urban-Gardening-Projekte so rasant ausgebreitet wie eine Graswurzel. Sie geben der Stadt und ihren Bewohnerinnen und Bewohnern viel mehr als nur ein Stück Natur zurück, wie das Drittmittelprojekt G(a)arden(ing)! der Fachhochschule Kiel beweist.



Kein Stillstand: Mit viel Liebe und Tatendrang verändern die Kinder und Jugendlichen den Garten des G(a)arden(ing)!-Projekts seit Oktober 2013 kontinuierlich.

Hinter den tristen Gebäudefassaden wandert die Sommersonne langsam über den wolkenlosen Himmel. In der Ferne rauscht der Feierabendverkehr, ehe er vom regen Treiben auf den Straßen des Viertels verschlungen wird. Ein Meer aus Stimmen und Gerüchen liegt in der Luft. Rastlos und pulsierend breitet sich Kiel an diesem Nachmittag in Gaarden vor den Menschen aus.

Abseits des Trubels herrscht eine ganz andere Atmosphäre. In der Nähe der Räucherei dominieren liebliche Vogelgesänge und das Rauschen der Blätter im Wind. Fröhlich spielende Jungen und Mädchen toben durch Mais- und Salatbeete, buddeln mit ihren bloßen Händen Löcher in den Boden und pflücken vergnügt Sauerkirschen, die schnell in ihren Mündern verschwunden sind. Aus dem Gewusel ragt Serdar Külahlioglu hervor, ein großer, dunkelhaariger junger Mann. Während der 35-Jährige mit den einen die Pflanzen wässert, versucht er gleichzeitig, die neugierigen Fragen der anderen zufriedenstellend zu beantworten und wechselt dabei mühelos zwischen Türkisch und Deutsch.

Über den kleinen Vorplatz des Gartens, auf dem ein Einkaufswagen und anderer Sperrmüll eine neue Heimat gefunden haben, sind es nur wenige Schritte bis zum schmalen Eingangstor des Geländes. Serdar Külahlioglu heißt Gäste stets mit offenen Armen willkommen und führt sie gern über das Grundstück. Zu jedem Winkel des Gartens kann der Student der Sozialen Arbeit etwas erzählen und natürlich weiß er auch, wie das G(a)arden(ing)!-Projekt entstanden ist. „Der Ansatz stammt von meiner Professorin Melanie Groß, die ein Integrationsprojekt ins Leben rufen wollte, das Kindern und Jugendlichen einen neuen sozialen Raum



Projektmitarbeiter Serdar Külahlioglu sieht jeden Tag mit eigenen Augen, wie viel Spaß die Jungen und Mädchen am Gärtnern haben.

gibt, der ihnen eine andere Form der Teilhabe ermöglicht“, erklärt Serdar Külahlioglu.

Was zu Beginn schwierig erschien, war am Ende doch sehr einfach, denn viele Menschen waren begeistert von dem Vorhaben und boten ihre Hilfe an. Durch die finanzielle Förderung des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend sowie des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge konnte das Projektteam um Prof. Dr. Melanie Groß seine interkulturelle Idee realisieren – zunächst bis 2016. 50.000 Euro Budget stehen nun jährlich für Workshops, Personal-, Honorar- und Materialkosten zur Verfügung. Als Projektpartnerinnen konnten die AWO und die Stadt Kiel schnell gewonnen werden. Letztere bot Melanie Groß schließlich ein 500 Quadratmeter großes Grundstück in Gaarden zur Pacht an – gelegen an einem sozial brisanten Ort. Denn direkt an das Gelände grenzt ein heruntergekommenes Haus an, in dem viele Menschen, so berichtet Serdar Külahlioglu, auf engstem Raum zusammenleben. Hauptsächlich handelt es sich dabei um bulgarische Flüchtlinge, die sich in Deutschland zwar aufhalten dürfen, jedoch keine Arbeitsgenehmigung haben. Durch die extreme Überbelegung ist im Laufe der Zeit ein großes Müllproblem entstanden, das wiederum zur Diskriminierung der Gruppe geführt hat. Schnell wird deutlich, dass hier, im Vergleich zu Stadtteilen wie Düsternbrook oder der Wik, eine massive soziale Ungleichheit und ein damit einhergehendes enormes Konfliktpotential herrschen. Armut und Arbeitslosigkeit führen zu einer Perspektivlosigkeit, die sich auf die hiesigen Kinder und Jugendlichen überträgt. Unkontrolliertes und gewaltvolles Verhalten können die Folge sein. Das will das Projekt seit dem 1. Oktober 2013 ändern. >



Dem Rundgang über das Grundstück haben sich mittlerweile einige der am Projekt beteiligten Jungen und Mädchen angeschlossen. In den Sommermonaten ist der Garten montags bis freitags von 15 bis 20 Uhr für sie geöffnet, immer unter der Aufsicht von Serdar Külahlioglu und anderer Honorarkräfte. Im Winter variieren die Zeiten. Aber auch vor und nach der Betreuungsphase können die Anwohnerinnen und Anwohner und deren Kinder das Gelände nutzen. Für gewöhnlich tummeln sich im Garten nachmittags zehn bis 30 junge Menschen. Sie kommen zu Teilen aus einem nahe gelegenen Mädchentreff und Jugendzentrum, meist jedoch aus den Häusern der Nachbarschaft. Das war zu Beginn noch ganz anders. Der Garten, erinnert sich Serdar Külahlioglu, wurde im Viertel mit Skepsis betrachtet. Immer wieder gab es Fälle von Vandalismus. Die Identifikation mit dem Gelände brauchte ihre Zeit, bei Jüngeren und Älteren gleichermaßen. Heute zeigen Großväter oder Mütter Hilfsbereitschaft und geben sogar Tipps in puncto Gartenarbeit – das Blatt hat sich zum Positiven gewendet. „Gebetsmühlenartig mussten wir den Jugendlichen am Anfang immer wieder erklären, in welchem Stadium sich die Pflanzen befinden und wann sie reif zum Ernten sind. Ihr Bewusstsein für Lebensmittel hat sich mit der Zeit entwickelt. Heute schmecken ihnen Gemüsesorten, die sie zuhause vermutlich nie probiert hätten. Dafür gibt es eine einfache Erklärung: Wer das Wachstum der Pflanzen vom Einsamen bis zum Ernten begleitet, will auch wissen, wie sie schmecken. Was wir hier mit den Jungen und Mädchen ernten, können sie mit nach Hause nehmen und dort beim Kochen verwerten“, erzählt der Student.

Mit Stolz zeigen die jungen Hobbygärtnerinnen und -gärtner, was sie schon alles geschafft haben. Innerhalb eines Jahres ist an diesem Ort eine grüne Oase entstanden: Hinter Kürbissen, Broccoli und Kohlrabi sprießen Salatarten und prächtige Peperoni empor, gleich daneben bahnen sich große Sonnenblumen ihren Weg nach oben. Salbei, Thymian, Minze und Petersilie verströmen ihre ätherischen Düfte. Wilden Urwäldern ähnelnd beherbergen zwei lichtdurchflutete Gewächshäuser unzählige Tomatensträucher und Setzlinge. Die Tour durch den

Garten führt entlang der Kartoffeln zu einem großen Baum, der von alten Autoreifen umzingelt zu sein scheint. Hier wird eine schattige Sitzgelegenheit entstehen, die zu gemeinsamen Gesprächen und Kartenspielen einladen soll. Ein paar Schritte weiter wartet ein alter Wohnwagen auf seinen Einsatz. „Den entkernen die Jugendlichen gemeinsam mit uns demnächst und verwandeln ihn in eine bunte Gartenlaube. Bei Regen können wir uns hier dann mal in Sicherheit bringen“, meint Serdar Külahlioglu. Zur Rechten des Wagens erstreckt sich über die Fläche einer grauen Betonwand eine riesige Hand, die eine saftige Karotte hält. Das Graffiti-Motiv symbolisiert, was mit eigener Kraft entstehen kann, und soll nicht das einzige Kunstwerk bleiben. „Bis unten an den improvisierten Zaun können die Jungen und Mädchen farbenfrohe Bilder malen. Der Kreativität wollen wir hier keine Grenzen setzen.“

Noch vor einem Jahr schien der jetzige Zustand des Gartens kaum vorstellbar. Wo heute Gemüse gedeiht und Schmetterlinge in der Luft tanzen, herrschte damals Chaos. Matratzen, Elektroschrott, ganze Müllberge haben Melanie Groß und ihr Team abtransportiert. Bis heute bringt jeder Spatenstich Scherben und Steine zum Vorschein. Unbrauchbares wird entsorgt, mit dem Rest der Fundsachen setzen die jungen Menschen jeden Tag aufs Neue ihre kreativen Ideen um. Mithilfe der alten Steine haben sie herz- und nierenförmige Beete angelegt. Mosaikartige Pfade ziehen sich über das Grundstück und betten Mais und Blumen in das Gefüge ein. Und noch immer gibt es genügend Fläche für weitere Wegenetze, die an wieder neuen Pflanzen vorbeiführen können.

Der Garten ist ein Begegnungs- und Kommunikationsort zugleich. Viele der hauptsächlich bulgarischen Kinder und Jugendlichen sprechen kaum oder recht schlecht Deutsch. Bulgarisch, Türkisch und ihre ureigene Sprache Romanes beherrschen sie hingegen fließend. An dieser Stelle hilft Serdar Külahlioglu seine eigene Herkunft: Der 35-Jährige ist zwar in Deutschland geboren und aufgewachsen, seine Eltern stammen jedoch aus der Türkei. „Es ist von Vorteil, einen türkischsprachigen Mitarbeiter im >





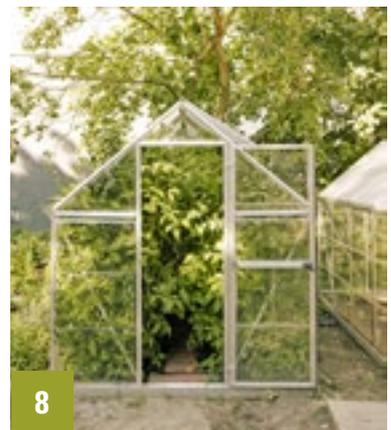
Team zu haben, aber viel entscheidender ist eigentlich die Art, auf die Jungen und Mädchen zuzugehen. Die meisten Honorarkräfte können die Sprache nicht und werden dennoch heiß und innig geliebt. Sobald wir den Jugendlichen Aufmerksamkeit schenken, haben sie automatisch Lust, sich mitzuteilen und sind viel empfänglicher für die deutsche Sprache“, weiß Serdar Külahlioglu. Zusätzlich soll der permanente Dialog ihnen dabei helfen zu verstehen, dass sie Probleme verbal, ohne ihre Fäuste, lösen können. Ihre überschüssige Energie können sie im Garten an anderer Stelle kanalisieren: beim Graben, Ernten, Malern und Bauen. „Wir beobachten jeden Tag, wie viel ausgeglichener die Jugendlichen werden. Mit jedem Samen, jeder Pflanze, jedem gesetzten Stein schaffen sie etwas Eigenes und arbeiten an ihrem Selbstbild. Durch das Projekt lernen sie, sich selbst mehr zuzutrauen, stolz auf sich zu sein und neuen Aufgaben ohne Angst zu begegnen. Dieser Effekt überträgt sich auch auf andere Bereiche – ihre schulischen Leistungen verbessern sich beispielsweise“, berichtet Serdar Külahlioglu. „Vor allem aber fühlen sich die jungen Menschen bei uns gehört. Hier können sie ihre Wünsche frei äußern. Integration entsteht unserer Meinung nach nur mit Teilhabe. Sobald wir anfangen, Menschen von Räumen, Flächen oder auch Entscheidungen auszuschließen, scheitert unsere Gesellschaft.“ Das G(a)arden(ing)!-Projekt kann also viel mehr, als nur die Natur zurück in die Stadt zu holen. Welche Dinge hier noch entstehen, wird die Zukunft zeigen. Eins ist jedoch gewiss: Das Experimentierfeld steckt erst in seinen Kinderschuhen.

Laura Berndt



- 1 In einem separaten Gewächshaus züchtet das Projektteam Jungpflanzen. Hier warten die Setzlinge darauf, Teil des Gartens zu werden.
- 2 Ob eine eigene WG oder einen Rennwagen, dank der Kreativität der Kinder und Jugendlichen fehlt es den im Garten heimischen Regenwürmern an nichts.
- 3 Der Platz vor dem Eingangsbereich des Gartens ist zum Lagerort für Sperrmüll und andere Gegenstände geworden.
- 4 Initiatorin Prof. Melanie Groß (v. l.), Projektmitarbeiter Serdar Külahlioglu und Hilfskraft Rabea Schmidt sind nur ein Teil des G(a)arden(ing)!-Teams.
- 5 Der Garten ist längst ein neuer sozialer Raum für die Kinder und Jugendlichen geworden und ermöglicht ihnen eine andere Form der gesellschaftlichen Teilhabe.
- 6 Schritt für Schritt wird aus einem Samen eine Pflanze – ein spannender Prozess, den die Jungen und Mädchen voller Freude begleiten.
- 7 Bunte, selbstgemalte Symbole verraten Besucherinnen und Besuchern, wo der Mais im Garten wächst.
- 8 Große und dichtbewachsene Tomatensträucher lassen das Gewächshaus nach einem Jahr wie einen Urwald aussehen.





Fotos: Tyll Riedel



KEIN FAN VON NORMALITÄT

Eigentlich hat sie gar keine Zeit für ein Interview; jede kinderfreie Minute nutzt Antonia Ermacora zum Lernen. Nur noch zwei Klausuren, dann ist sie scheinfrei. Gestresst wirkt die gebürtige Heidelbergerin beim Gespräch trotzdem nicht. Kein Wunder, Lernen ist für sie echte Erholung vom Trubel, den zwei kleine Kinder verursachen können.

Stillstand ist nichts für Antonia Ermacora. Sie muss machen, etwas erschaffen, entwickeln. Das war schon immer so. Als Kind verkauft sie in der Nachbarschaft Blumen und selbstgemachtes Parfüm, erfindet für ihre Spielkameradinnen und -kameraden Spiele und hilft auf Festen aus. Später verdient sie sich ihren Führerschein selbst. Woher diese Unternehmenslust kommt, weiß sie nicht – sie stammt aus einer wenig risikofreudigen Familie, ihre Eltern sind sehr auf Sicherheit bedacht. Ganz anders die Tochter, die vor lauter Ideen oft nicht weiß, was als erstes tun. Die sich manchmal selbst ein Kreativitäts-Stopp und Ideen-Verbot verordnet, damit sie aufhört, von einem Ideen-Hoch zum nächsten zu springen. „Es ist ein bisschen wie eine Sucht“, sagt sie. „Wenn ich Ideen habe, würde ich am liebsten sofort einen Businesscase schreiben. Muss ich stattdessen lernen, macht mich das wahnsinnig.“

Dass sie Dinge durchziehen kann, und zwar erfolgreich, hat sie schon bewiesen. Nach der Schule macht sie erst einmal eine Ausbildung zur Veranstaltungskauffrau. Sie hat einfach keine Lust mehr auf Lernen, möchte lieber arbeiten. Um ihr Englisch zu verbessern, geht sie nach London. Geplant sind drei Monate, aber dann passiert der Klassiker: verliebt – verlobt – verheiratet, jedenfalls ungefähr. Antonia Ermacora verliert ihr Herz an einen Mann, der für ein deutsches Unternehmen in London arbeitet, und bleibt in der Themsestadt hängen. Aber die Arbeitsmarktsituation ist schwierig: Jobs im Eventmanagement sind zu der Zeit Mangelware, die Finanzkrise hat Großbritannien fest im Griff.

Also macht sich die junge Deutsche kurzerhand selbstständig. Sie kauft einen Doppeldeckerbus aus den Sechzigern und verwandelt ihn gemeinsam mit einem deutschen Ingenieur für Fahrzeugtechnik in ein rollendes Restaurant. Oben 30 Sitzplätze, unten eine Küche, in der sie Kuchen backt, Schnitzel brät und deutsche Würstchen zubereitet. Das schmeckt den Engländerinnen und Engländern und so wird das rollende Restaurant ein Riesenerfolg. Ein halbes Jahr lang steuert Antonia Ermacora mit ihrem Bus Festivals, Märkte und Parks an. Bis sie schwanger wird, da ist Schluss mit der 70-Stunden-Woche.

Mit dem Bauch wächst ihre Sehnsucht nach Deutschland, nicht zuletzt befördert durch die astronomischen Betreuungskosten in England. Die junge Familie beschließt, nach Kiel zu ziehen, in die Heimatstadt ihres Mannes Stephan Ermacora, denn das Kind soll in der Nähe seiner Verwandten aufwachsen. Eigentlich soll auch der Bus mit an die Förde ziehen, aber seine Ausmaße machen einen Betrieb in Deutschland zum behördlichen Hindernislauf: Fahrtstreifen müssten genehmigt werden und auch die Anforderungen an die sanitären Anlagen sind deutlich höher als in England. Schwere Herzens verkauft Antonia Ermacora den geliebten Doppeldecker. Gewinnbringend natürlich. „Wenn es sich nicht gelohnt hätte, hätte ich es nicht getan, da steckte zu viel Herzblut drin.“

Aber was tun in Kiel? Nur Kind und Haus zu hüten langweilt die junge Frau schon nach zwei Monaten. Dann eben doch studieren. Antonia Ermacora schreibt sich für den Bachelorstudiengang Betriebswirtschaft an der FH Kiel ein. Ob sie das Studium beenden wird, weiß sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht, sie möchte jedoch in jedem Fall mitnehmen, was für sie spannend ist. Sie saugt alles auf, was irgendwie mit Gründung und Startups zu tun hat. Gerne nutzt sie auch die Angebote der Interdisziplinären Wochen. Das Studium fällt ihr leicht, schließlich hat sie schon längst in der Praxis abgearbeitet, was sie nun in der Theorie erfährt. In London hatte sie mit den Behörden verhandelt, Genehmigungen eingeholt, die Haushaltsbücher geführt, den Einkauf gemanagt, den Steuerkram geregelt – alles ging über ihren Tisch. Weil das Studium also eher „nebenher“ läuft, mischt sie ordentlich in der Gründer- und Startup-Szene in Kiel mit. Wo auch immer eine Veranstaltung angeboten wird, wann immer sich die Gelegenheit bietet, andere Unternehmenslustige zu treffen: Antonia Ermacora nimmt sie wahr. Zumindest, wenn sie rechtzeitig davon erfährt. In Kiel und an der FH gebe es ein großes Angebot, sagt sie, es sei nur etwas schwierig, sich einen Überblick zu verschaffen. Die Treffen nutzt sie genauso wie ihr Studium zum Netzwerken, denn alleine zu arbeiten ist nicht ihre Sache: „Kreativität braucht mindestens zwei Leute, am liebsten noch mehr, die sich gegenseitig anstacheln und motivieren.“

Ein Jahr lang ist sie Mitglied der interdisziplinär und hochschulübergreifend ausgerichteten StuBe, einer studentischen Unternehmensberatung. Sie engagiert sich bei verschiedenen Kieler Gründungsinitiativen wie der Campus Business Box und starterkitchen. de, bis, ja bis sie erneut schwanger wird. Aber auch die Geburt ihrer Tochter vor einem Jahr stoppt sie nicht nachhaltig, sie macht eben nur etwas weniger. Aktuell heckt Antonia Ermacora eine Gründungsidee im Rahmen des OpenCampus aus. Das Bildungscluster, in dem sich u. a. die Kieler Hochschulen, regionale Wirtschaftsförderungsgesellschaften und Unternehmensverbände zusammengeschlossen haben, möchte den Unternehmensgeist von Studierenden wecken und fördern. Gefordert ist ein echter Gründungsplan und natürlich hat die zweifache Mutter schon eine Idee: ein Café für Eltern mit ihren Kindern, das genug Platz zum Toben und Spielmöglichkeiten bietet, damit sie bei schlechtem Wetter nicht auf teure, ungemütliche Indoorspielplätze ausweichen müssen – das fehlt ihr in Kiel. „Wenn ich das richtige Team dafür finde, würde ich das echt gerne machen.“ Und das, obwohl sie eigentlich nicht in den Gastronomiebereich zurückwollte, denn das hat sie schließlich schon einmal gemacht und wiederholen möchte sie sich nicht. Viel Geld würde sie mit dem Elterncafé wohl nicht verdienen, aber sie hätte eben gerne ein solches und wenn es niemand anderes mache, müsse sie eben selbst ran, findet sie.

Jetzt stehen aber erst einmal Klausuren an. Was im Herbst folgt, wird sie sehen. Das hänge auch davon ab, wie die Eingewöhnung ihres dreijährigen Sohnes im Kindergarten verlaufe. Am liebsten würde die 29-Jährige ein Praktikum in einem richtig großen Unternehmen machen und „mal gucken, wie die da so arbeiten.“ Wunschedressen hat sie schon, OTTO oder SAP in Hamburg. Die nötigen fünf Monate Pendelei würde sie in Kauf nehmen, denn „das machen andere doch auch.“ Ihre Kinder seien schließlich pflegeleicht und ihr Mann,

sagte sie, habe Erfahrung darin, seiner unternehmenslustigen Frau den Rücken freizuhalten. Sich durchzubeißen und hin und wieder für das, was sie begeistert, zurückstecken zu müssen, kennt sie schon. „Wir haben in London zwei Monate hindurch fast nur Spaghetti mit Pesto gegessen, weil wir jeden Cent in den Bus gesteckt haben. Manchmal muss man halt auch mal Abstriche machen.“

Wenn es mit dem Praktikum klappt, könnte Antonia Ermacora im Frühjahr ihre Thesis schreiben und wäre mit ihrem Studium durch, gerade einmal ein Semester über der Regelstudienzeit. Und dann? Vielleicht arbeitet sie bei einem Großkonzern oder einem Startup, vielleicht studiert sie aber auch. Vielleicht auch beides parallel. Denn sie könnte es sich durchaus vorstellen, noch den Master anzuschließen. Im Studium fielen ihr die Zahlentäfelchen leicht, dafür musste sie nicht viel lernen. Und sie hat gemerkt, wie viel Spaß ihr Wirtschaftsinformatik macht, ist fasziniert vom E-Commerce. Etwas Kreatives mit Zahlen soll es werden. Daher realisierte sie vielleicht irgendwann ihre Online-geschäftsidee, die ihr schon lange im Kopf herum-schwirre, auf die sie sich aber richtig konzentrieren müsse, wie sie weiß. Startkapital hätte sie, aus dem Busverkauf. Bei so vielen Ideen erübrigt sich eigentlich die Frage, wo sie sich in zehn Jahren sieht. Tatsächlich fällt ihr die Antwort schwer. „Bei meinen abrupten Richtungswechseln kann ich das noch nicht genau sagen. Ich würde gerne ein paar Jahre in einem großen Unternehmen arbeiten und dann durchstarten im Onlinebereich, Gelder sammeln und mal richtig was investieren und riskieren.“ Angst vor einer Bauchlandung habe sie nicht, sagt Antonia Ermacora. Sie rät jedem Studierenden mit einer Geschäftsidee, diese schon im Studium zu erproben. „Klar kann man scheitern“, räumt sie ein, „aber selbst wenn es schiefgeht, kann man eigentlich nur gewinnen.“

Frauke Schäfer



Fotos: privat

Restaurant auf Rädern: Um ihren Gästen in London deutsche Leckereien servieren zu können, gab es bei Antonia Ermacora zuhause wochenlang nur Spaghetti mit Pesto. Alles Geld floss in den Umbau des Doppeldeckers.

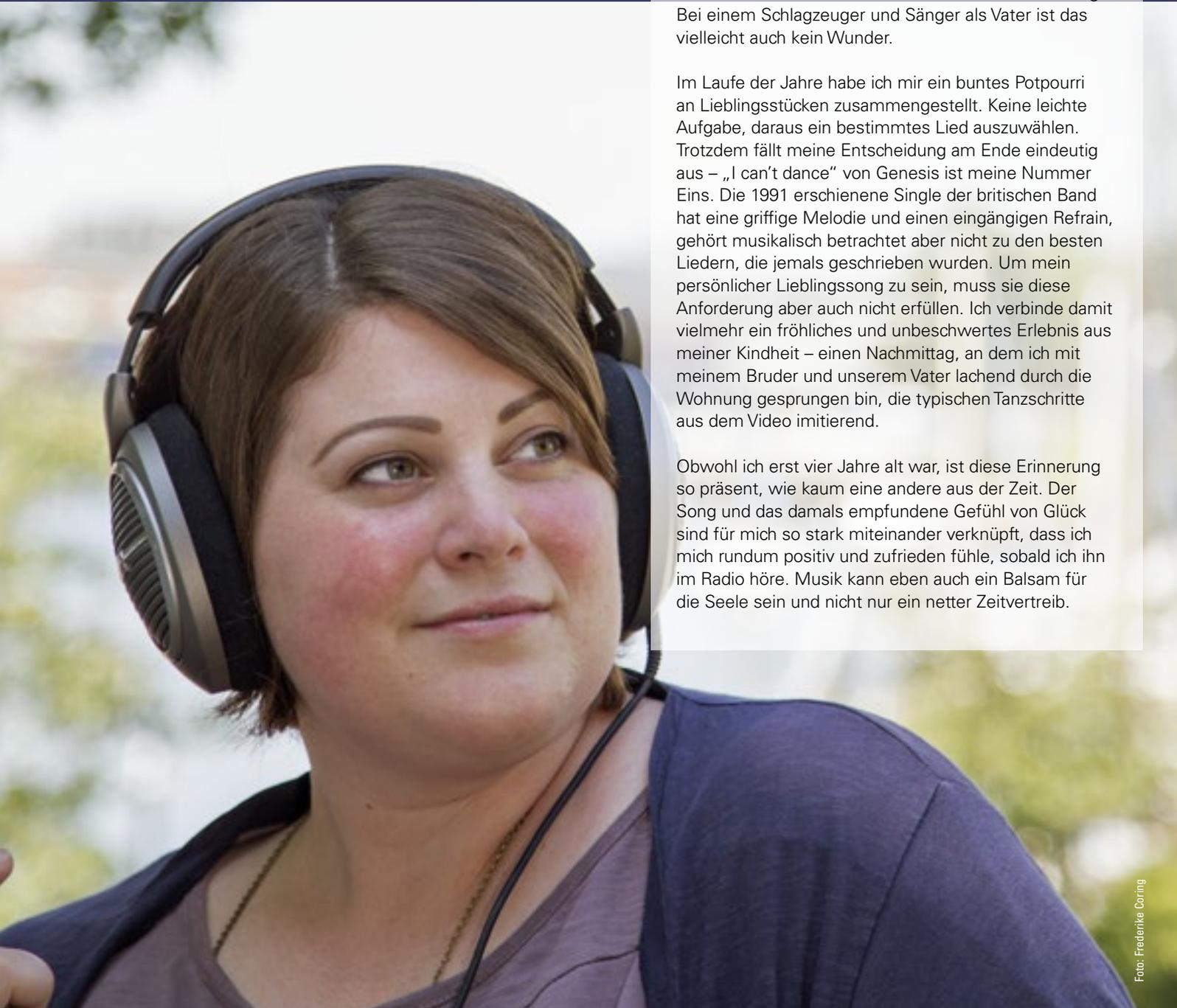
LIEBLINGSSONG

Laura Berndt, Volontärin der Pressestelle

Friedrich Nietzsche sagte mal, dass das Leben ohne Musik ein Irrtum sei. Recht hat er. Ohne sie wäre alles wesentlich farbloser, da bin ich mir sicher. Ich kann mich an keinen Tag meines Lebens erinnern, an dem Musik nicht eine bestimmte Rolle gespielt hat, egal ob diese größer oder kleiner war. Songs und ihre Worte waren und sind stets fester Bestandteil meines Alltags. Bei einem Schlagzeuger und Sänger als Vater ist das vielleicht auch kein Wunder.

Im Laufe der Jahre habe ich mir ein buntes Potpourri an Lieblingsstücken zusammengestellt. Keine leichte Aufgabe, daraus ein bestimmtes Lied auszuwählen. Trotzdem fällt meine Entscheidung am Ende eindeutig aus – „I can't dance“ von Genesis ist meine Nummer Eins. Die 1991 erschienene Single der britischen Band hat eine griffige Melodie und einen eingängigen Refrain, gehört musikalisch betrachtet aber nicht zu den besten Liedern, die jemals geschrieben wurden. Um mein persönlicher Lieblingssong zu sein, muss sie diese Anforderung aber auch nicht erfüllen. Ich verbinde damit vielmehr ein fröhliches und unbeschwertes Erlebnis aus meiner Kindheit – einen Nachmittag, an dem ich mit meinem Bruder und unserem Vater lachend durch die Wohnung gesprungen bin, die typischen Tanzschritte aus dem Video imitierend.

Obwohl ich erst vier Jahre alt war, ist diese Erinnerung so präsent, wie kaum eine andere aus der Zeit. Der Song und das damals empfundene Gefühl von Glück sind für mich so stark miteinander verknüpft, dass ich mich rundum positiv und zufrieden fühle, sobald ich ihn im Radio höre. Musik kann eben auch ein Balsam für die Seele sein und nicht nur ein netter Zeitvertreib.



„ES GEHT UM UNS, ES GEHT UM TEILHABE, DAS IST UNSER THEMA“



Praxistest: Horst-Alexander Finke (o. l.), Marco Reschat, Isabell Veronese (u. l.) und Lisa Groll beim gemeinsamen Unterrichten an der FH. Stunden vorzubereiten und Seminare zu gestalten, lernen sie in einem eigens für sie entwickelten Kursus.

LERNEN ZU LEHREN

Menschen mit Behinderungen als Lehrkräfte: FH Kiel beteiligt sich an bundesweit einmaligem Modellversuch

Der Schulungsraum liegt in einem unauffälligen Gebäude in einem Gewerbegebiet, durch das Fenster sind Parkplätze und das Nachbarhaus zu sehen. Drinnen herrscht konzentrierte Ruhe – die drei Frauen und drei Männer, die an Zweiertischen sitzen, bereiten eine Unterrichtsstunde vor. Der Ablaufplan hängt bereits an der Wand, nun geht es in die Feinabstimmung: Wer macht die Begrüßung, wer ruft zur Pause, wer leitet die Schlussdiskussion? Ein bisschen Lampenfieber sei schon da bei dem Gedanken, vor Studierende der Fachhochschule Kiel treten zu müssen, gibt Marco Reschat zu, aber bei der 25-jährigen Laura Schwörer überwiegt die Vorfriede: „Ich bin voller Euphorie.“ Und Horst-Alexander Finke, mit seinen 50 Jahren der Älteste in der Gruppe, winkt ab: „Das ist inzwischen Routine.“ Tatsächlich kennen mehrere der sechs die FH Kiel bereits – unter dem Titel „Meine Welt“ haben sie in vergangenen Semestern von ihrem Leben zwischen Wohneinrichtung und Werkstatt berichtet. Alle sechs gelten als Menschen mit Behinderungen; sie sind bei der Kieler Stiftung Drachensee beschäftigt. Jetzt bereiten sie sich auf ein Gastspiel in der akademischen Welt vor.

Zwei Jahre dauert die Ausbildung, die die Gruppe durchläuft. In Theoriestunden im kleinen Schulungsraum der Stiftung Drachensee und an Praxistagen an der FH, der Partnerin der Stiftung bei diesem Projekt, lernen die Frauen und Männer zu lehren. In selbst gestalteten Seminaren unterrichten sie ein Fach, das es eigentlich noch gar nicht gibt: „Es geht um uns, es geht um Teilhabe, das ist unser Thema“,

beschreibt die angehende Dozentin Isabell Veronese den Kerngedanken des Projektes, das unter dem Titel „Inklusive Bildung“ läuft. Der Ansatz ist bundesweit einmalig und schließt eine Lücke: Erstmals erhalten Menschen mit geistigen und psychischen Behinderungen die Möglichkeit, als Lehrende Studierenden gegenüberzutreten. Für Prof. Gaby Lenz, Dekanin des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit an der Fachhochschule, ist dieser Schritt „eigentlich logisch: Der Mensch mit Behinderung ist der Experte.“ Wenn Menschen mit Behinderungen ein Seminar leiten, sei dies eine andere und interessante Form, sich mit dem Thema Inklusion auseinanderzusetzen.

Wie das aussehen kann, zeigen die sechs Auszubildenden an den Praxistagen an der FH. Vom Gewerbegebiet sind sie auf den Campus gewechselt, im Seminarraum sitzen sie mit den Studierenden im Stuhlkreis. Marco Reschat lässt sich sein Lampenfieber nicht anmerken: Gemeinsam mit Isabell Veronese, die spastische Lähmungen hat und wie er im Rollstuhl sitzt, übernimmt der 29-Jährige die Leitung einer kleinen Diskussionsgruppe. Es geht um Lebenswege – gerade, gewundene oder solche, die in Sackgassen führen. Spott von Gleichaltrigen, dumme Sprüche von Lehrerinnen und Lehrern, knappe Urteile von Ärztinnen und Ärzten – die sechs haben oft erlebt, dass über ihren Kopf hinweg und hinter ihrem Rücken statt mit ihnen geredet wurde. Diese persönlichen Geschichten machen das Besondere des Seminars aus, bergen aber auch ein Risiko, meint Prof. Gaby Lenz: „Wer über sich selbst referiert, öffnet sich persönlich. Dann können ➤



„ICH BIN EHRGEIZIG, ICH WILL DAS PACKEN“

*Voller Euphorie:
Laura Schwörer und
Samuel-David Wunsch
wollen die neue Aufgabe
meistern.*

kritische Anmerkungen hart treffen.“ Die Studierenden sehen dieses Problem allerdings nicht: „Gerade durch ihre Offenheit empfinde ich sie als sehr stark“, sagt Ute Christians. Und für Anna Neuerer ist das Seminar bereits einer ihrer Lieblingskurse. „Hier geht es um Praxis und echten Austausch.“

Die Qualifizierungsteilnehmenden empfinden das ähnlich: Sie alle sehen den Lehrgang als persönliche Herausforderung und Chance. Über Aushänge in den Werkstätten der Stiftung Drachensee wurden sie auf das Projekt aufmerksam. Horst-Alexander Finke, der zuletzt als Bote auf einem ausgelagerten Arbeitsplatz im Finanzministerium arbeitete, hatte eigenhändig eine lange Bewerbung geschrieben: „Ich wollte hier unbedingt mitmachen“, sagt der Mann, dem Ärztinnen und Ärzte eine geringe Lebenszeit vorhergesagt hatten. Wie alle anderen in der Gruppe spricht er offen über seine Behinderung und sein Leben damit.

Inzwischen erregt der Kieler Modellversuch, der mit Fördermitteln der „Aktion Mensch“ finanziert wird, bundesweit und sogar international Aufsehen: „Wir hatten schon Anfragen aus England und es stapeln sich Bewerbungen von Menschen mit Behinderungen, die mitmachen wollen“, sagt Dr. Jan Wulf-Schnabel, Leiter des Projekts bei der Stiftung Drachensee. Das Besondere ist nicht nur das eigens für die Gruppe entwickelte Curriculum, sondern auch das über die Ausbildung hinaus gesteckte

Ziel: Der Lehrgang soll die Teilnehmenden so weit vorbereiten, dass sie später allein oder in Zweiertteams Seminare begleiten können. Wie genau sie in die Lehre an der Hochschule eingebunden werden sollen, ist derzeit noch offen. Prof. Gaby Lenz kann sich „Lehraufträge mit Assistenz“ vorstellen. Rolf Fischer, Staatssekretär im Wissenschaftsministerium, sprach bei der Auftaktveranstaltung des Programms in der Kunsthalle zu Kiel davon, die Absolventinnen und Absolventen in die Zielvereinbarungen zwischen Land und Hochschulen aufzunehmen. Denkbar sind Modelle, bei denen sie bei der Stiftung Drachensee angestellt sind, aber an eine Hochschule entliehen werden. Aber von allen beteiligten Seiten heißt es, dass diese Fragen lösbar seien. Prof. Gaby Lenz sieht die Debatte darüber als gutes Zeichen: „Dass wir über solche Details sprechen, zeigt, wie weit die Umsetzung ist.“

Sie nennt ganz praktische Fragen, die es zu klären gilt: „Lehrbeauftragte müssen verlässlich ein Semester durchhalten und auch morgens früh einsetzbar sein.“ Zurzeit findet der Unterricht der Drachensee-Gruppe bevorzugt am Nachmittag statt, da es logistisch sehr aufwändig ist, die sechs Beteiligten, zwei davon im Rollstuhl, auf den FH-Campus zu bringen. Zu den ungeklärten Fragen gehört weiterhin, ob überhaupt und wenn auf welchem Niveau sie nach Abschluss der Qualifizierung Prüfungen abnehmen oder Referate nach wissenschaftlichen Kriterien bewerten können. Und grundsätzlich sei ihr Status aus Lenz'

Sicht noch unklar, da ihre Ausbildung formal nicht den Kriterien entspricht, die Lehrbeauftragte erfüllen müssen. So besitzt niemand von ihnen ein Abiturzeugnis. Isabell Veronese beispielsweise ging mit dem Förderschulabschluss ab: „Ich hatte Probleme mit dem Lernen“, gibt die junge Frau mit den kurzen roten Haaren zu. Der jetzige Kursus aber mache ihr Spaß und fordere sie: „Ich bin ehrgeizig, ich will das packen.“ Ob sie in einigen Jahren in die Lehre an der FH Kiel eingebunden sein möchte, lässt sie offen: „Mal sehen, was die Zukunft bringt.“

Wertschätzung und Umgang auf Augenhöhe, auch wenn das Gegenüber im Rollstuhl sitzt oder am Blindenstock geht, ist in der Sozialen Arbeit eine Grundvoraussetzung, klappt aber im Alltag oft genug nicht: „Im Heim hat jeder eine Akte, aber keine Geschichte“, heißt ein Unterrichtsblock im Seminar. „Es wird notiert, was die Bewohnerinnen und Bewohner essen oder trinken, aber Zeit zum Reden hat niemand“, berichtet Studentin Anna Neuerer von ihren Erfahrungen aus einem Praktikum in einem Pflegeheim. „Immer gucken alle nur auf das Geld“, beklagt Samuel-David Wunsch. Und

auf einmal scheint die Arbeitswelt mit ihren Regeln das Falsche, das Verrückte zu sein und die Studierenden und ihre angehenden Lehrenden im Seminarraum wirken wie diejenigen, die wissen, wie es eigentlich besser geht. „Wir hoffen, dass wir Sozialpädagoginnen und -pädagogen in die Welt schicken, die sensibel für solche Fragen sind“, sagt Sara Lemm von der Stiftung Drachensee, die den Seminartag mit der Gruppe vorbereitet hat.

„Eine tolle Idee“, findet der SPD-Politiker und Wissenschaftsstaatssekretär Rolf Fischer, der das Projekt unterstützt. Gerade weil die Gesellschaft „trotz aller Sonntagsreden“ von einer echten Inklusion noch weit entfernt sei, sei es umso wichtiger, Menschen mit Behinderungen ernst zu nehmen: „Ich verspreche mir viel davon, diese Haltung dem akademischen Nachwuchs nahezubringen“, so Fischer. „Denn wer heute studiert, zählt zu den Führungskräften von morgen. Wenn wir sie mit dem Thema konfrontieren, ist das ein guter Weg, unsere Gesellschaft zu verändern.“

Esther Geißlinger

Das Projektteam (v. l. n. r.): Sara Lemm (Stiftung Drachensee), Ingrid Lorenz (Stiftung Drachensee), Prof. Dr. Gaby Lenz (FH Kiel), Jan Wulf-Schnabel (Stiftung Drachensee), Claudia Puzen (Stiftung Drachensee).





LINIE 11

BODENSTÄNDIG ABHEBEN

Es ist einer der ältesten Träume der Menschheit: Zu fliegen und in Räume vorzudringen, die dem Menschen normalerweise verborgen bleiben. Ein Traum, den sich die Segelflieger des Luftsportvereins Kiel erfüllen. Was sie dafür brauchen, ist vor allem Teamgeist, Wissen und Zeit. Linie-11-Reporterin Stephanie Degenhart hat den Selbstversuch unternommen.

Das blaue Schiebetor der Flugzeughalle öffnet sich widerspenstig. Schleifend bewegt es sich durch seine Laufschienen – und gibt den Segelflugzeugen des Luftsportvereins den Weg auf den Flugplatz frei. Es ist ein Samstag im Frühsommer, kurz nach neun Uhr. Noch liegen die Segelflugzeuge in der großen Halle – geschickt sind sie mit ihren ausladenden Tragflächen ineinander verschachtelt. Langsam füllen sich die Räume des Luftsportvereins in Kiel-Holtenau mit Leben – an die Flugzeughalle grenzen Gemeinschaftsräume, eine Werkstatt und das Fliegercafé.

Zwei Piloten der Jugendgruppe bereiten das erste Flugzeug auf den Start vor. Konzentriert prüfen sie das Cockpit. Auf Beschädigungen. Auf Fremdgegenstände. Auf Vollständigkeit. Sie kontrollieren die Gurte, die Fallschirme, die Batterie. Sie testen die Funkanlage, die Instrumente, die Ruderanschlüsse. Die Stille dort oben, sagen sie, das sei das Besondere am Segelfliegen. Ohne Motor, der die ganze Zeit dröhnt. Keinen Motor zu haben, heiße aber auch, die Technik zu beherrschen, die Physik zu verstehen. Strategisch fliegen zu müssen, auch das mache die Faszination aus.

» DRITTER EINBLICK

Kiels Buslinie 11 verbindet nicht nur die verschiedensten Stadtteile, sondern auch die FH Kiel mit ihren Studierenden. Im Bus und entlang seiner Strecke findet sich Stoff für unzählige Geschichten, die es zu entdecken und zu erzählen lohnt. Genau das machen Studierende des Fachbereichs Medien auf der multimedialen Internet-Plattform www.die11.de. Sie bietet ersten journalistischen Versuchen ebenso einen Rahmen wie Beiträgen, die professionellen Ansprüchen genügen. Die Studierenden lernen, Videos, Fotos, Texte, Ton und Links so miteinander zu verknüpfen, dass die Leserinnen und Leser Dinge erfahren, die ihnen ein Printartikel, ein Hörfunk- oder Fernsehbeitrag alleine nicht hätte vermitteln können. Das Team freut sich über Ihren Besuch!

Mit ruhigen Händen klebt einer der beiden einen letzten schmalen Spalt am Flügelschluss ab.

René Lancelle, erster Vorsitzender des Luftsportvereins, hat heute „Windendienst“. Die Seilwinde zieht die Segelflugzeuge später in die Luft. Montiert ist sie auf einen alten MAN-Transporter, dessen rote Farbe die Witterung über die Jahre ausgeblüht hat. Lancelle dreht den Zündschlüssel. Wie ein altersschwacher Ochse schnauft der 230 PS starke Dieselmotor, stottert – und findet schließlich seinen Takt. Beißender Dieselgeruch und dunkle Abgase ziehen sich durch die Luft. Lancelle lässt das Windenfahrzeug warm laufen und bringt es dann auf Position, 800 Meter entfernt von den Flugzeugen. Sehen kann er sie von hier aus nicht – wie ein Uhrglas wölbt sich der Flugplatz gen Himmel und verschränkt die Sicht auf die andere Seite. Auf seinem Rücken trägt das Windenfahrzeug einen Korb aus kräftigen Metallstreben. Wenn das Windenseil beim Anziehen reißt – bis zu fünfmal am Tag sei das schon vorgekommen – ist der Windenfahrer hier geschützt. Drei Sitze befinden sich in dem großen Metallkorb, im mittleren wartet René Lancelle jetzt auf das Startsignal. Sein Radio läuft. Popradio hört er, wenn er hier sitzt und wartet. Bloß keine Volksmusik.



1975 ist Lancelle in den Luftsportverein eingetreten. Die Zeiten haben sich geändert. „Heute ist nicht mehr ganz so viel los wie früher.“ Jugendliche haben heute ein breites Freizeitangebot. Außerdem käme das virtuelle Leben dazu. Das Leben aus zweiter Hand, wie er es nennt. Ins Fliegen müsse man sich rein beißen und dran bleiben, sagt er. ➤

Nach neun Stunden Segelflugbetrieb werden die Flugzeuge sauber gemacht, dann zurück in die Halle gezirkelt.

Über die Wiese ruckelt ein ockerfarbener Volvo auf das Windenfahrzeug zu. Baujahr Ende der 1970er. „Lepo“ wird das Auto in der Fliegersprache genannt, das nicht nur die Flugzeuge von ihrer Landeposition zurück zum Start schleppt, sondern auch die Stahlseile an der Winde abholt und sie zu den Segelflugzeugen bringt. Seinen Namen hat der Lepo („Opel“ rückwärts gelesen) Erzählungen zufolge auf dem Flugplatz Wasserkuppe an der Rhön erhalten, wo man früher einen alten Opel zum Zurückholen der Seile verwendet hat. Die Segelflieger klinken das Seil in ein Geweih auf dem Dach und ruckeln mit gleichmäßiger Geschwindigkeit davon.

Fluglehreranwärter Michael Emde steht neben dem Schulungsdoppelsitzer, einer ASK 21. Eine Spannweite von 17 Metern hat das Flugzeug – bei gerade mal gut acht Metern Länge. Wie einen Rucksack legt Michael Emde sich den manuellen Fallschirm an, zurrst ihn fest. Den manuellen Fallschirm muss er im Notfall aktivieren, schnell und geistesgegenwärtig reagieren. Wenn Fluggäste mit an Bord genommen werden, wird ein automatischer Fallschirm verwendet, der mit der Reißleine an das Flugzeug geklinkt wird und sich beim Sprung automatisch öffnet. Michael Emde nimmt hinter seinem Schüler im Doppelsitzer Platz, spricht mit ihm über die Wetterbedingungen und die Wirkung der verschiedenen Ruder. „Die jüngeren Schüler lernen eher aus dem Bauch, da schleift sich die Motorik für die Instrumente fast von selbst ein“, sagt Michael Emde, „die älteren lernen etwas kopfgesteuerter.“

Ein alter blauer VW-Bus steht einige Meter von den Flugzeugen entfernt. Die Vereinsmitglieder haben ihn selbst zum mobilen Tower umgebaut: Über einer rot-weiß gestreiften Borte türmt ein



großer Plexiglastasten auf dem Dach, etwa einen halben Meter ist er hoch. Von hier aus hat der Startleiter den Flugplatz in alle Richtungen im Auge. Ein Windsack an der Flugfunkantenne zeigt die Windrichtung an. Im Wagen steht ein Computer, in dem jeder Start dokumentiert wird. Außerdem ein Telefon. Von hier aus gibt Christian Hennig, Gruppenreferent der Segelflieger, das Startsignal an die Winde. An jedem Start sind mindestens fünf Personen beteiligt. „Wie beim Fußball braucht man eine ganze Mannschaft“, sagt Christian Hennig, „allein kommt hier keiner hoch.“

*Segelflugpilot
Norman Groth im
Landeanflug
auf den Flugplatz in
Kiel-Holtenau.
Start und Landung
sind die kritischeren
Phasen des Segelflugs.*

Die Haube des Flugzeugs wird geschlossen. Sofort staut sich die Hitze unter dem dicken Plexiglas. Jedes gesprochene Wort klingt dumpf wie früher in einer Telefonzelle, jedes andere Geräusch scheint abgeschottet. Das eingeklinkte Stahlseil spannt sich straff, beginnt am Flugzeug zu zerrn. Der glasfaserverstärkte Kunststoffumpf knarrt noch einmal unter der Spannung. Sekundenbruchteile später wird das

*Der Schulungs-Doppelsitzer ASK 21:
Ohne Lehrer darf nur fliegen, wer seinen
Pilotenschein oder ein bestimmtes Ausbildungsniveau erreicht hat.*



Flugzeug in die Luft katapultiert. Die immense Kraft bei der Beschleunigung drückt das Körpergewicht in den Sitz. Kein klarer Gedanke scheint auf dem Weg nach oben schnell genug hinterher zu kommen. Nur Sekunden später klinkt das Windenseil auf 400 Metern Höhe aus.

Schwerelos scheint das Flugzeug nach dem Ausklinken in der Luft zu stehen. Gehalten wird es durch eine Sog- und Druckwirkung um die Tragflächen. Der enge Plexiglasskafig scheint sich in alle Richtungen ausgeweitet zu haben. Ungewohnt, gleichzeitig aber berauschend ist die dreidimensionale Bewegung im Raum – losgelöst vom Boden. Kein Baum begrenzt den Weg nach rechts. Kein Straßenschild begrenzt den Weg nach links. Kein Asphalt begrenzt den Weg nach unten. Der Blick aus der Haube gibt die Sicht auf Kiel frei. Auf die Wassermassen der Förde, auf die Kräne der HDW, auf die Schleusen des Nord-Ostsee-Kanals, auf das Ehrenmal von Laboe. Formen und Farben wirken einfach – Details scheinen sich über die Höhenmeter zu verlieren.

Der Landeanflug beginnt: Eine der kritischeren Phasen des Segelflugs, denn es steht keine Motorkraft für Korrekturen zur Verfügung. Der Pilot nimmt Fahrt auf, die Nase drückt sich leicht Richtung Boden. Mit einer Endanflugkurve geht der Segelflieger dicht über die angrenzende Bundesstraße hinweg und nimmt Kurs auf den Flugplatz. Wenige Meter über dem Boden wird das Flugzeug abgefangen, dabei der Steuerknüppel so zurückgezogen, dass sich die Flugzeugnase kurz vor dem Landen hebt. Zweimal setzt es hart auf dem Boden auf, die Tragflächen taumeln nach der Erschütterung hoch und runter. Das Flugzeug rollt noch einige Meter ruckelnd über die Wiese – kommt dann zum Stehen.

Bei fehlender Thermik dauert ein Flug nur wenige Minuten. Will der Pilot den Flug verlängern, muss er strategisch fliegen und Thermikfelder finden. Thermik ist eine Art von Aufwind, die dadurch entsteht, dass sich die Erdoberfläche durch Sonneneinstrahlung erwärmt. Die Erdoberfläche wiederum erwärmt die darüber liegende Luft – sie steigt nach oben auf und kann das Segelflugzeug mit in die Höhe tragen. Am Himmel kondensiert die warme Luft und wird zu einer Cumuluswolke. Auf diese Wolken steuert ein Segelflieger zu. Findet er eine solche Stelle, kreist er wie ein Greifvogel in der Luft und kann bis zu drei Meter pro Sekunde an Höhe gewinnen. Flüge über mehrere Stunden mit Reichweiten von über 1.000 Kilometern werden so möglich. Zu fliegen, sagt René Lancelle, das seien Erlebnisse, die könne man kaum beschreiben. Mit seinen Fingern malt er Wolken in die Luft. „Zwischen den Wolken spielen – über Grenzen fliegen – über Meere fliegen. Das geht so ans Herz ran. So ans Gemüt ran. Einfach das, was uns unten so mühsam erscheint, so klein und leicht werden zu lassen.“ In Kiel verhindert der ins Land kommende Ostseewind oft, dass sich die nötigen Thermikfelder bilden.

Nach neun Stunden Segelflugbetrieb hat die Sonne die Seite des Flugplatzes gewechselt, steht nun tief im Westen. Die Segelflieger befreien ihre Flugzeuge von Staub und Schmutz. Sie zirkeln sie zurück in die Halle, geschickt werden ihre ausladenden Tragflächen ineinander verschachtelt. Das blaue Schiebetor der Flugzeughalle wird verschlossen. Schleifend bewegt es sich durch seine Laufschienen.

Stephanie Degenhart, Studentin



LEISTUNG UNTER STROM

Es braucht mehr als 500 Watt, um die Aufmerksamkeit von Prof. Ronald Eisele zu wecken. 500 Watt, das ist die untere Grenze, ab der man von „Leistungselektronik“ spricht. Innerhalb dieses Teilgebiets der Elektrotechnik sorgen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie Eisele dafür, dass Großverbraucher, etwa Elektroautos, Windkraftanlagen und Schiffsschrauben, sich mit Leichtigkeit steuern lassen und der Strom „sich benimmt“.

Modul für die Steuerung eines Fahrstuhls: Die Dicke der Anschlüsse zeigt, wie viel Strom durch die Bahnen fließt.
(r.)

Bevor Ronald Eisele 2006 an die FH kam, war er mehr als 20 Jahre für verschiedene Industrieunternehmen tätig. (u.)

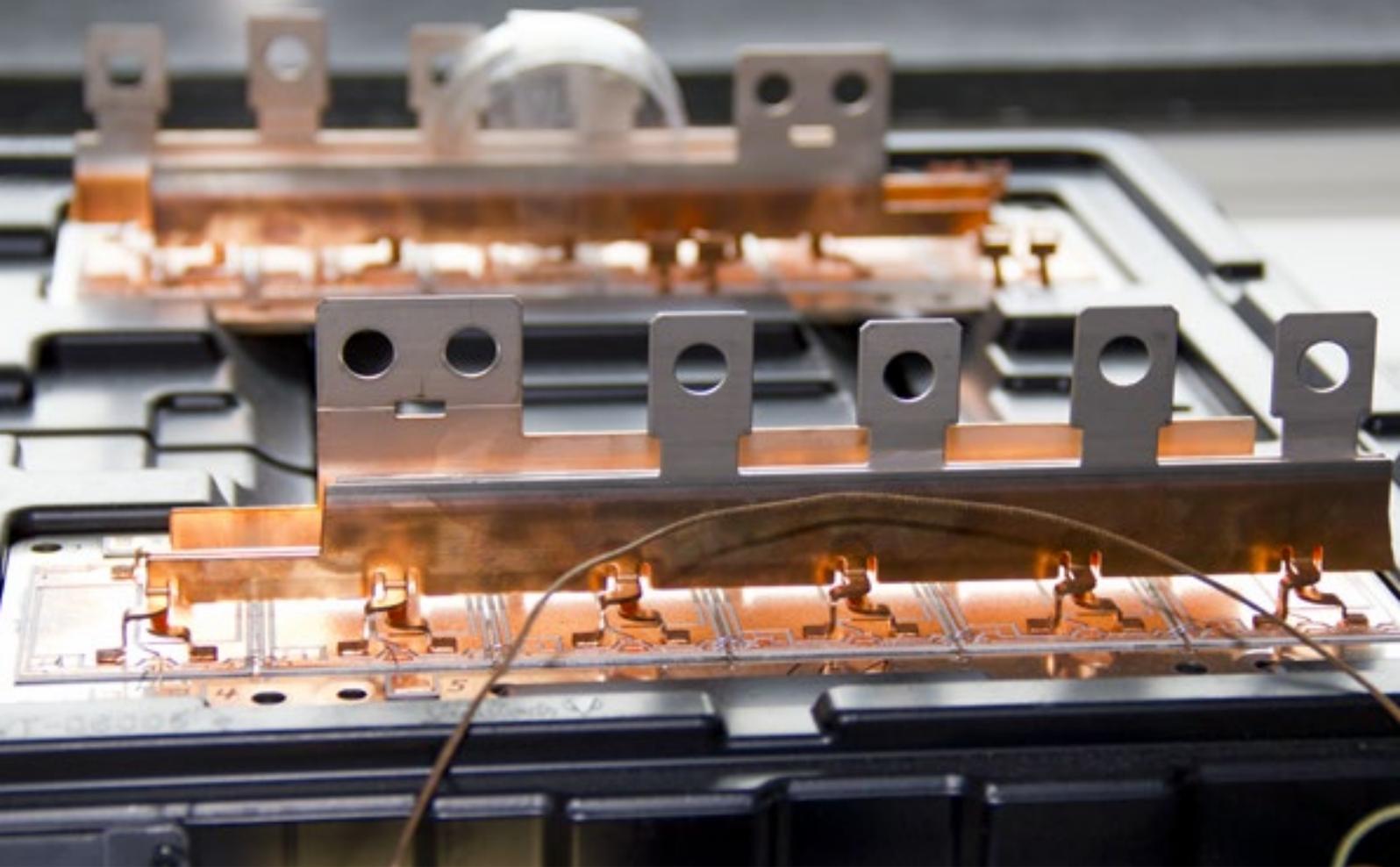
Seit acht Jahren lehrt und forscht Prof. Ronald Eisele am Institut für Mechatronik des Fachbereichs Informatik und Elektrotechnik der FH Kiel. Auf einem langen Umweg fand der Physiker zurück an die Hochschule: Über 20 Jahre lang arbeitete er für Industrieunternehmen wie Fibronix und Danfoss Silicon Power, wo er sich vorrangig um die Entwicklung von Messtechnik kümmerte. Am oberen Ende der Karriereleiter angekommen, wurde Eisele als Director Research and Development schließlich jedoch unzufrieden mit dem Verhältnis von Verwaltung und praktischer Arbeit. Rückblickend sagt er, er wollte kein „Papiertiger“ werden – denn das stünde dem entgegen, was ihn antreibt: „Am wohlsten fühle ich mich, wenn ich etwas aufbauen kann.“ Als die FH Kiel 2006 eine Professur für Messtechnik und Integration ausschrieb, packte Eisele die Gelegenheit beim Schopf; seither forscht und lehrt er auf dem

Campus zu „echter Technik“. Allerdings will der 56-Jährige die Zeit in der Industrie nicht missen – hat er damals doch viele Kontakte zu Unternehmen geknüpft, die heute als Partner Forschungsprojekte der FH finanziell ermöglichen und das Institut mit Aufträgen betrauen. Aktuell laufen an seinem Fachbereich fünf Förderprojekte und mehrere bilaterale Industriearbeiten. Die größte Herausforderung beim Seitenwechsel aus der Industrie an die Hochschule war für Eisele der Umgang mit den Studierenden. Zwar hatte er bereits zuvor Diplomarbeiten betreut, doch erst an der FH lernte er, was eine gute Rundum-Betreuung ausmacht.

Teamwork in der Manufaktur

Von der Decke des Labors in Raum 12-3.28, in dem ein eindrucksvoller Maschinenpark steht, hängt ein Schild. „Messen an der Grenze des technisch Möglichen“, steht darauf. „Das ist noch von meinem Vorgänger“, sagt Eisele lachend, „aber an der Grenze zum technisch Möglichen forschen wir auch!“ Insgesamt arbeiten eine Ingenieurin, fünf Ingenieure und zehn halbtags angestellte Studierende unter seiner Obhut. „Außenstehende erkennen hier keine typischen Studierenden“, sagt Eisele stolz. Wenn er von seinem Team spricht, lobt er besonders das hohe Maß an Eigenverantwortung und wie arbeitsteilig seine Studierenden vorgehen: „Wir erstellen zunächst gemeinsam einen Arbeitsplan. Dann suchen sie sich Abläufe und Prozesse aus, für die sie anschließend zuständig sind. Die Studierenden sind richtig hungrig auf Verantwortung.“ Um ausfallsicher arbeiten zu können, kennen sich jeweils drei bis vier von ihnen mit jeder der tonnenschweren und komplexen Maschinen aus, die unter anderem mit Druck und Hitze





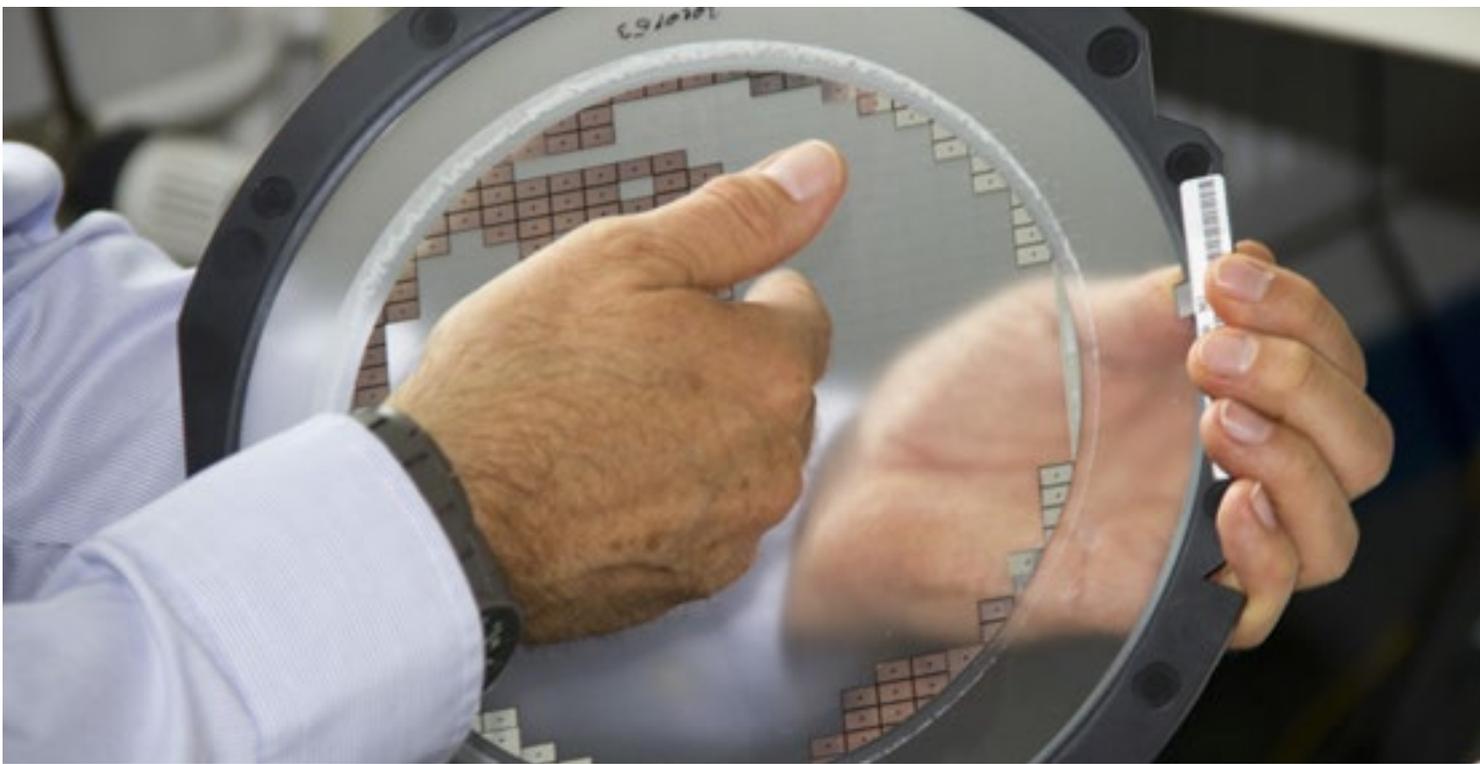
Prototypen herstellen. „Eigentlich unterscheidet uns nur die fehlende Serienfertigung von den Möglichkeiten der Industrie“, erklärt Eisele. „Wir sind in der Lage, alle Produktionsschritte abzubilden. Allerdings steht dazwischen bei uns kein Fließband. Wir tragen die Werkstücke noch selbst hin und her. Fast wie in einer Manufaktur.“

Alltägliche Flaschenhalse

Jeder Mensch kommt täglich mit Leistungselektronik in Berührung, an deren Weiterentwicklung Eisele und sein Team arbeiten. Dass ein Fahrstuhl in der Zieletage nicht rapide stoppt und die Fahrenden durchschüttelt, dass der ICE fast unmerklich anfährt, dass der Kapitän der Queen Mary 2 das 4x22-Megawatt-Kreuzfahrtschiff mit einem Joystick steuern kann – all das ist nur möglich durch Komponenten aus der Leistungselektronik. Eisele hat ein passendes Bild parat, um zu verdeutlichen, was die Leistungselektronik leistet: „Stellen Sie sich vor, Sie möchten aus einem Feuerwehrschauch tröpfchenweise Wasser entnehmen, um damit eine zarte Blume zu gießen.“ Wann immer es darum geht, große elektrische Ströme zu bändigen, sodass lediglich die benötigte Menge im Spiel ist, kommt Leistungselektronik zum Tragen. Mit Hilfe eines Steuerungsmoduls für einen Fahrstuhl verdeutlicht Eisele die Liga, in der Leistungselektronikerinnen

„MESSEN AN DER GRENZE DES TECHNISCH MÖGLICHEN“

und -elektroniker spielen. Die Anschlussstücke auf der etwa 15 mal 20 Zentimeter großen Platine sind groß und gut zu erkennen, die Kabel und Leitungen entsprechend dick, damit sie unter der durch den starken Strom erzeugten Wärme nicht aufgeben. Wechselhafte Temperaturen sind eine der größten Herausforderungen, mit denen es die Fachleute zu tun haben. Wenn Komponenten unter Volllast fast glühen und anschließend erkalten, macht das dem Material zu schaffen. Dem entgegen stehen die Anforderungen an Schaltmodule: Zuverlässig und langlebig sollen die Bauteile sein, möglichst über Jahrzehnte höchsten Spannungen widerstehen. „Die Betreiber von Windkraftanlagen in der Nordsee haben vor allem aus wirtschaftlichen Gründen kein Interesse daran, immer wieder Technikerinnen und Techniker auf das Meer zu fliegen, damit sie defekte Teile austauschen. Daher investiert die Industrie lieber in hochwertige Komponenten“, >



Ein Film-Frame mit einem gesägten Halbleiterwafer: Die „scharfen“ Bauteile sind bereits vom Bestückungsautomat abgepickt – zurückgeblieben sind vorgetestete, jedoch defekte Teile auf dem Klebefilm. Aus diesem Silizium-Rohstoff werden die Leistungsmodule für die Dosierung der elektrischen Energie gebaut.

erklärt Eisele und stellt stolz heraus: „Die Leistungselektronik ist einer der wenigen Bereiche, in denen Deutschland weltweit führt. Wir hier in Kiel gehören zu den Top-Five-Laboren in Deutschland, die derartige Prototypen für die Industrie entwickeln und bauen können.“ Auch japanische Firmen interessieren sich für das, was in Kiel geleistet wird. Eine Delegation von Mitsubishi war vor kurzem im Fachbereich zu Gast und hat einen weiteren Besuch ins Auge gefasst, ebenso hat sich Hitachi angekündigt, um sich auch außerhalb von Messen auszutauschen.

Mobile Kräfte

Nicht nur in vielen Windkraftanlagen steckt das Kieler Know-how; auch in zahlreichen Elektroautos finden sich die Leistungsmodule. Wie bei einer elektrischen Bohrmaschine der Abzug steuert in E-Autos das Gaspedal, wie viel Leistung der Elektromotor freigeben soll. Schaltmodule aus der Leistungselektronik sorgen dafür, dass auch nach Jahren ein Tritt auf das Pedal den gewünschten Effekt hat. Eine besondere Herausforderung ist es für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Anforderungen von Auftraggebern wie VW oder Audi in Forschungsziele zu übersetzen. Möchte ein Hersteller, dass Schaltelemente zumindest den Lebenszyklus eines Autos von 300.000 Kilometern überdauern, muss Eiseles Team kreativ werden. Schließlich ist keine Zeit dafür, den Prototypen eines Schaltmoduls in ein Elektroauto zu verbauen und damit dann über Monate zwischen Hammerfest und Palermo zu pendeln. Stattdessen errechnen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, wie vielen Belastungszyklen die Module über

die angestrebte Lebensdauer ausgesetzt sind und schalten diese in schneller Folge, um zu sehen, ob das Bauteil durchhält. Ganz oben auf dem Wunschzettel von Eisele steht ein eigener Prüfstand, doch dafür sind die FH-Räumlichkeiten nicht ausgelegt. Daher müssen er und sein Team in den letzten Forschungsphasen verstärkt mit der Industrie und anderen Instituten kooperieren und die Auftraggeber die Prototypen im Dauerbetrieb testen lassen. Allerdings hat die Forschungs- und Entwicklungszentrum Fachhochschule Kiel GmbH einen Antrag für den Neubau eines Forschungskomplexes, des Power Research Application Center (PRAC), auf dem Campus gestellt. Wenn alles glatt läuft, wird auf dem Parkplatz gegenüber der Schwentinstestraße eine Halle entstehen, die auf die Bedürfnisse des Forschungsteams maßgeschneidert ist. Natürlich habe man auch an die Bedürfnisse der anderen gedacht, räumt Eisele lächelnd ein, denn er weiß um das Konfliktpotenzial des Neubaus: „Die Parkplätze bleiben erhalten, das Gebäude soll auf Stelzen stehen.“ Ein positiver Bescheid wäre das schönste Weihnachtsgeschenk für das Team.

Einmal sintern, bitte!

Doch auch auf engstem Raum machen die Kieler Forscherinnen und Forscher große Fortschritte. Lange Zeit wurde in der Leistungselektronik geschweißt und gelötet. Immer kleinere und empfindlichere Bauteile zwangen allerdings zum Umdenken. Die klassischen Verbindungsverfahren, bei denen Komponenten bei einer Temperatur um 300 Grad verbunden wurden, würden die mittlerweile winzigen, filigranen Bausteine zerstören. Eisele und sein Team haben eine Alternative perfektioniert, bei dem

„WIR HIER IN KIEL GEHÖREN ZU DEN TOP-FIVE-LABOREN IN DEUTSCHLAND“

Microchips auch bei geringerer Hitze zuverlässig dauerhaft mit Platinen verbunden werden: das Silber-Sintern. Zunächst tragen sie eine hauchdünne Silberpaste auf die Stelle auf, an der Chip und Platine miteinander verbunden werden sollen. Anschließend fügen sie die Bauteile unter großem Druck und mit einer Temperatur von etwa 250 Grad zusammen. Das Zusammenspiel aus moderater Hitze und Pneumatik sorgt für eine stabile Verbindung, ohne dass die Bauteile leiden. Ein zusätzlicher Vorteil des Sinterns: Im Gegensatz zu anderen Verfahren ist es deutlich umweltfreundlicher. So müssen die Komponenten beispielsweise beim industriellen Löten gewaschen werden, wodurch Abwasser anfällt, das entsorgt werden muss. Als weitere Innovation hat das Team einen Arbeitsschritt entwickelt, bei dem die gesinterte Komponente mit einem hauchdünnen Kupferdeckel versiegelt wird. Dieser schützt die sensiblen Bauteile, wenn diese mit anderen Komponenten per Kupferdraht verbunden werden. Wer allerdings vermutet, dass an den Arbeitsplätzen Töpfe voller Silber herumstünden, den muss Eisele enttäuschen: „Wir benötigen nur sehr geringe Mengen, sonst wäre die Arbeit damit wirtschaftlicher Irrsinn. Zwar ist die Leitfähigkeit von Silber etwa 20 Prozent höher als die des gewöhnlich verwendeten Kupfers, dafür kostet es aber auch das Hundertfache.“

Mega-Thema Energie

Blickt Eisele in die Zukunft, macht er sich keine Sorgen um die Bedeutung der Leistungselektronik. „Energie ist eines der Themen, die den öffentlichen Diskurs seit Jahrzehnten bestimmen und das nicht an Bedeutung verlieren wird. Es ist ein Mega-Thema, das eng mit anderen wie Finanzen und Umwelt verzahnt ist, und Leistungselektronik ist eine Schlüsseltechnologie“, erklärt er. Vor allem die Rückgewinnung von sonst verschwendeter Energie – beispielsweise fließt die Energie, die beim Bremsen eines modernen Autos frei wird, zurück in die Batterie – ist ein interessantes Feld für die Forscherinnen und Forscher. Zudem steigt der Energieverbrauch in Deutschland durch die wachsende Zahl an Single-Haushalten immer weiter und das Interesse an Energieeinsparungen wächst. Doch das größte Energie-Problem kann auch das Kieler Team nicht lösen: „Strom ist viel zu billig“, stellt Eisele nüchtern fest. „Solange elektrische Energie so wenig kostet, gehen viele zu verschwenderisch damit um.“

Joachim Kläschen

Eisele und sein Team forschen täglich mit tonnenschweren und hochpräzisen Geräten an der Grenze des technisch Möglichen.







MERHABA

„Merhaba“ heißt es in der Türkei, „hallo“ in Deutschland. Um Bewusstsein für das Potential deutsch-türkischer Hochschulkooperationen zu schärfen und den Austausch zu stärken, richtet die FH Kiel vom 17. bis 21. November 2014 eine „Türkei-Woche“ aus, als Teil des Deutsch-Türkischen Jahres der Forschung, Bildung und Innovation. Schon jetzt ist die Türkei Zielland Nummer Eins für FH-Studierende – fünf der 70 Erasmus-Partnerhochschulen der FH befinden sich dort. In den vergangenen fünf Jahren zog es 43 Studierende dorthin, darunter Lucia Dregger und Maximiliane Schneider. Beide verbrachten ein Semester in Istanbul und hielten ihre Eindrücke mit der Kamera fest.





Medienstudentin Lucia Dregger entschied sich relativ spontan für ein Auslandssemester an der Kùltür Universitesi in der Metropole Istanbul im Wintersemester 2013/14: „Für mich als Landkind war dies eine Herausforderung. Meine Reise startete ich mit wenig Türkischkenntnissen. ‚Arkadaş‘ – ‚Freund‘ war eines der ersten Wörter, die ich dort gelernt habe – Gastfreundschaft gehört zur türkischen Kultur dazu. Ob auf der Straße oder während der Arbeit, Zeit für einen Tee und ein Gespräch gibt es immer. Langweilig wird es in Istanbul nie, denn die Stadt lebt. Allerdings habe ich Natur und Ruhe nach kurzer Zeit vermisst und deshalb einige Wochenenden sowie die Zeit nach dem Studium zum Reisen genutzt.“





Im Sommersemester 2014 studierte Maximiliane Schneider vom Fachbereich Medien an der Kltr Universitesi in Istanbul. Ihre Erlebnisse dort hielt sie auf ihrem Blog *istanbulhochdrei.blogspot.de* fest. „2.602 Kilometer. Laut Google Maps ist das die Entfernung zwischen Kiel und der Stadt, für die ich mich letztendlich entschieden habe. Die Metropole ist mit rund 13 Millionen Einwohnern die bevölkerungsreichste Stadt der Türkei. Zudem liegt sie auf gleich zwei Kontinenten: Asien und Europa treffen hier aufeinander. Nicht umsonst wird Istanbul auch als ein Ort der Gegensätze bezeichnet: zwischen schön und hässlich, alt und neu, reich und arm.“



Fotos: Maximiliane Schneider

MIT VIEL KREATIVITÄT IM DIENSTE DER LANDWIRTSCHAFT

VERSUCHSFELD LINDENHOF PUNKTET MIT QUALITÄT



Hinter der Maschinenhalle des Lindenhofes grünt der Klee, wogt der goldgelbe Weizen im leichten Wind, wartet die reife Gerste auf die Ernte. In Ostenfeld, etwa zehn Kilometer östlich von Rendsburg, erstreckt sich das Versuchsfeld des Fachbereichs Agrarwirtschaft der FH Kiel über eine Bodenfläche von 20 Hektar und ist damit etwa halb so groß wie ein halber Golfplatz mit 18 Löchern. Das Gelände sieht anders aus als die großflächigen Felder ringsum, denn es ist penibel eingeteilt in drei Meter breite und zehn Meter lange Parzellen, auf denen unter anderem Getreidearten wie Weizen, Roggen, Gerste, Hirse und Raps und Biomassepflanzen wie Mais wachsen. „Wir sind vergleichbar

mit der Stiftung Warentest – ich glaube, wir sind sogar besser“, beschreibt der Leiter des Lindenhofes Prof. Klaus Schlüter die Arbeit dort lächelnd. Hier nämlich prüft das Versuchsfeldteam fast alles, was für die Landwirtschaft in Schleswig-Holstein wichtig und vielleicht sogar überlebenswichtig ist. So testen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Pflanzensorten, Saatgut, Dünge- und Pflanzenschutzmittel, Bodenbearbeitung und Ernteertrag. Stolz ist Prof. Schlüter auch auf das Qualitätssiegel für „Gute Experimentelle Praxis“, kurz GEP. Über diese Auszeichnung von der Landwirtschaftskammer freuen sich er und sein Team seit über zehn Jahren. ➤



Pflanzenschutz ist einer der Schwerpunkte auf dem Lindenhof: Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter versuchen, Krankheiten der Kulturpflanzen vorzubeugen und zu verhindern. „Gelbrost ist in diesem Jahr auf dem Vormarsch“, stellt Prof. Schlüter fest und zeigt auf einem Poster, wie Rostpilze die Blätter der Pflanze zerstören und ihr damit die Lebensgrundlage entziehen. Während sich viele Menschen über den sonnigen und trockenen Frühling in diesem Jahr freuen, machte er der Landwirtschaft zu schaffen.

Auf einem kleinen Roggenfeld zeigt sich noch eine andere Erkrankung. Die reifen Ähren lassen längliche dunkelviolette Ausbuchtungen erkennen: Mutterkorn. Ursache ist auch hier ein Pilz, der giftige Substanzen, sogenannte Alkaloide, absondert und bei Menschen zu Halluzinationen, Krämpfen und sogar zum Tod führen kann. Im Mittelalter litten viele Menschen – vor allem in Nordeuropa – unter dieser lähmenden todbringenden Krankheit. Heute gibt es Mittel dagegen: Zum einem sind neue Roggensorten weniger anfällig, zum anderen sortieren Siebe und Scanner die gefährlichen Mutterkörner aus. In sehr geringer Dosis ist ihr Inhaltsstoff auch hilfreich: Er wird als wehenförderndes Mittel bei der Geburtshilfe eingesetzt – deshalb der Name „Mutterkorn“.

Prof. Klaus Schlüter ist Phytomediziner, hat sich also auf Pflanzenkrankheiten spezialisiert. „Wir wollen, dass die Landwirtschaft so umweltverträglich wie möglich arbeitet, und bevorzugen daher den flankierenden Pflanzenschutz“, erklärt er sein Ziel. Deshalb prüft das Team des Lindenhofes Sorten, die weniger anfällig für Krankheiten sind, und unternimmt auch in der Produktionstechnik immer neue Experimente, um die Kulturpflanzen vor Schädlingen zu schützen. „Wir führen alle unsere Versuche an verschiedenen Parzellen durch und wiederholen sie jeweils viermal, um eine größere Sicherheit in den Ergebnissen zu erreichen“, erklärt der Wissenschaftler. Dabei müsse sich das Team auch immer wieder darauf einstellen, gegebenenfalls neue EU-Regelungen für die Landwirtschaft einzuhalten. „In Zukunft sollen weniger Pflanzenschutzmittel eingesetzt werden oder auch gar keine mehr“, sagt er, „und das wird natürlich Folgen für den Ertrag und die Wirtschaftlichkeit von Höfen haben.“ Bei den aktuellen Versuchen berücksichtigen die Lindenhof-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter diesen geänderten Spielraum in der Landwirtschaft bereits.

Das Team des Lindenhofes ist klein, entsprechend familiär ist der Ton. Fest angestellt sind zwei Agrartechniker für die Arbeit auf dem Versuchsfeld, für die exakten Analysen ist der Laborleiter Hartmut Ott zuständig. Andere Teammitglieder werden seit vielen Jahren über Drittmittel finanziert: So arbeitet Dr. Ute Kropf als wissenschaftliche Mitarbeiterin für die Forschungsprojekte des Lindenhofes,



Dr. Ute Kropf hat giftiges Mutterkorn am Winterroggen entdeckt.

und Stefan Brauer unterstützt als Feldassistent beide Versuchstechniker. Alle haben ihre speziellen Aufgaben: Agrartechniker Werner Banck begleitet die Versuche durch alle Jahreszeiten, um die anfallenden Arbeiten zeitgerecht einzuleiten und durchzuführen. Mit der am Fachbereich Agrarwirtschaft im Laufe vieler Jahre entwickelten Datenbank kann er auf alle relevanten Informationen zugreifen. Er schafft damit überhaupt die Voraussetzung, um Pflanzen und Boden zu bewerten, um Mineraldünger auszubringen und Versuchsmittel einzusetzen. Alle Teammitglieder müssen außerdem äußerst flexibel sein. Denn wenn es nötig ist, wird auf dem Hof sehr früh am Morgen oder sehr spät am Abend und auch an Wochenenden und Feiertagen gearbeitet.

Um die Technik ständig einsatzbereit zu halten, sind vor allem die Kreativität und das technische Geschick von Metallbaumeister Wolfgang Schroedter gefragt. Ihm ist es zu verdanken, dass selbstentwickelte, hochspezialisierte Schlepper für das Säen, Düngen und Ernten eingesetzt werden. Dabei handelt es sich um große, glänzend gepflegte Oldtimer, die mit modernster digitaler Technik versehen sind. „Wir besitzen wahrscheinlich die ältesten Maschinen der Fachhochschule – manche stammen noch aus dem Jahr 1965 –, haben diese aber mit Computertechnik von heute ausgerüstet“, erklärt er.

Bordcomputer, zum Teil mit mehreren Monitoren, sind ebenso selbstverständlich wie ein GPS-System. „Das brauchen wir, um auf dem Feld geradeaus fahren und genaue Spuren ziehen zu können“, sagt Wolfgang Schroedter. Für



(o. l.) Wintergerste kurz vor der Ernte / (o. r.) Wintertriticale: eine Kreuzung von Roggen und Weizen / (u. l.) Touchscreen im Trecker für die Düngerstreuung / (u. m.) modernste Agrartechnik in der Kabine des Ackerschleppers / (u. r.) dunkle Mutterkörner in der Roggenähre

die Versuche sei es wichtig, zentimetergenaue Spuren zu ziehen, ergänzt Dr. Ute Kropf, die seit 14 Jahren im Lindenhof-Team arbeitet und hofft, über weitere Forschungsprojekte dabei zu bleiben. „Dazu messen wir die Parzellen auf dem Versuchsfeld mit GPS ein. Wir müssen dabei rechte Winkel beachten und immer genau dieselbe Parzelle bearbeiten wie im Vorjahr. Denn unsere Messdaten müssen verlässlich und von Jahr zu Jahr vergleichbar sein.“

Die moderne Technik auf den Schleppern ist auch noch aus einem anderen Grund nötig. Da der Lindenhof nur wenig eigenes Personal beschäftigt, müssen die Arbeiten auf dem Feld mit so wenig Menschen wie möglich geleistet werden: Ob beim Säen, Düngen oder Ernten, die Maschinen werden von einer einzigen Person bedient. Die Schlepper aus dem vergangenen Jahrhundert stammen meistens nicht aus dem Fachhandel, sondern sind Maschinen, die Landwirte nicht mehr gebrauchen konnten. „Immer wieder wurden uns Schrottmaschinen von den umliegenden Höfen gespendet, die wir dann an unsere Bedürfnisse angepasst haben“, sagt Wolfgang Schroedter. „Der Kollege könnte ganze Bücher darüber schreiben, wie er die Maschinen neu gebaut und mit alten oder neuen Motoren ausgerüstet hat“, erzählt Prof. Schlüter schmunzelnd. „Immer wieder musste er improvisieren, wenn keine Ersatzteile mehr vorhanden waren.“ Klar, dass das ganze Lindenhof-Team stolz ist auf Schroedters Arbeit. „Bei unserer jährlichen Agrartechniker-Tagung, stellen wir immer fest, wie gut andere Fachhochschulen und deren Versuchshöfe ausgestattet sind. Nordrhein-Westfalen

erhält dafür wesentlich mehr Geld“, weiß Werner Bank, der zweite Versuchstechniker auf dem Hof.

Der Lindenhof finanziert sich hauptsächlich aus zwei Quellen: aus wissenschaftlichen Forschungsprojekten, über die Drittmittel eingeworben werden, und aus Aufträgen von Firmen oder Organisationen. Wichtig ist dem Forschungsteam seine Unabhängigkeit von Unternehmen. So bewirbt es keine speziellen Sorten oder empfiehlt bestimmte Pflanzenschutzmittel, sondern veröffentlicht nur die Ergebnisse der Tests und Analysen, die bei Fachleuten sehr begehrt und auch bundesweit anerkannt sind. Die aktuellsten sind in dem regelmäßig erscheinenden Newsletter „Lindenhof aktuell“ nachzulesen.

Beim Einsatz auf dem Feld wird erst richtig deutlich, was die Landmaschinen leisten können. Einer der Schlepper für das Düngen beispielsweise ist ähnlich ausgerüstet wie ein Infusionsgerät im Krankenhaus: Es gibt die Gülle für das Feld ganz genau dosiert ab. Dabei kann im Führerhaus über Touchscreen oder per Knopfdruck die Dosis je nach Anforderung einer Versuchsparzelle während des Einsatzes geändert werden. „So muss niemand mehr vom Schlepper absteigen, wenn plötzlich von zwei auf fünf Kilogramm Dünger umgestellt werden soll“, erläutert Hartmut Ott.

Der Computer auf dem Ernteschlepper kann sogar noch mehr: Bei der Ernte auf dem Gerstenfeld identifiziert, wiegt und speichert er den Ertrag unmittelbar über eine Datenbank. Dabei wird über die Maschine automatisch

eine Probe genommen und ebenfalls genau identifiziert – und zwar mit einem ausgedruckten Etikett und einem Barcode wie an einer Supermarktkasse. „Damit sind mögliche Fehler bei der Identifizierung ausgeschlossen“, freut sich Werner Banck. Die Probe geht anschließend direkt ins Labor zu Hartmut Ott, wo die zuständige Laborantin die Feuchtigkeit des Getreides und seine Inhaltsstoffe misst. Auch das, was der Schlepper bei der Getreideernte hinter sich lässt, verdient Beachtung – das Stroh. „Es ist schön trocken und goldgelb“, diagnostiziert Dr. Ute Kropf, „ein Zeichen für gesundes Stroh.“ Stroh, das Krankheitskeime enthält, ist ein Problem für die Landwirtinnen und Landwirte. Denn dort, wo im Stall Stroh eingesetzt wird, fressen die Tiere auch davon und können sich entsprechend anstecken. „Gerade Jungtiere, wie Ferkel und Kälber, sind dann gefährdet.“

Früher war die Ernte auf dem Lindenhof wesentlich arbeitsintensiver und fehleranfälliger. „Da musste eine zweite Person bei der Ernte dabei sein, die Probe in Jutesäcke füllen und vorher vorbereitete Etiketten draufkleben“, erinnert sich Werner Banck.

Angefangen hatte das erste Team des Versuchsfelds der Fachhochschule ohnehin ganz bescheiden. Als 1989 der Betrieb der damaligen privaten Nordischen Universität in Flensburg eingestellt wurde, blieb dort ein Versuchsfeld mit einer Größe von 36 Hektar übrig. „Wir übernahmen damals zwei Versuchstechniker der Hochschule und konnten die Flächen bei Flensburg verpachten. Mit dem Erlös konnten wir dann hier auf einem Resthof in Ostenfeld anfangen, mit gerade mal zwei Hektar Land und den beiden Technikern“, erinnert sich Hartmut Ott. „Und mit Drittmitteln haben wir langsam den Maschinenpark aufgebaut.“

Der Lindenhof ist aber nicht nur für die Forschung enorm wichtig, sondern auch für die Lehre am Fachbereich Agrarwirtschaft. „Unsere Studierenden können hier in der Praxis verfolgen, was sie in Seminaren und Vorlesungen

lernen. Ich bin durch die Forschungsprojekte und den Kontakt zu unseren auftraggebenden Firmen ganz am Puls der Zeit“, sagt Prof. Klaus Schlüter. „Aktuelle Kenntnisse kann ich so direkt an die Studierenden weiter geben.“ Und diese wissen das auch zu schätzen. Denn beim bundesweiten Hochschulranking der landwirtschaftlichen Fachzeitschrift top agrar, in dem Studierende bestimmte Fachrichtungen wie Pflanzenproduktion, Tierproduktion und Agrarökonomie bewerten können, rangiert der Fachbereich Agrarwirtschaft der FH Kiel seit mehreren Jahren im Spitzenbereich. „Das mag auch daran liegen, dass wir ein kleiner Fachbereich sind und wir Lehrenden uns viel Zeit für unsere Studierenden nehmen“, meint Prof. Schlüter.

„Die Berufsaussichten für unsere Absolventinnen und Absolventen sind ausgesprochen gut“, sagt Werner Banck. Entweder gehen die studierten Landwirtinnen und Landwirte auf den familieneigenen Hof zurück, oder sie finden Stellen als Beratende in staatlichen Institutionen, Firmen oder Vereinen. „Bei der Exmatrikulation wissen zwar einige noch nicht ganz genau, wo sie im Anschluss arbeiten werden. Aber das liegt daran, dass sie aus mehreren Angeboten auswählen können.“ Und das ist heutzutage für Hochschulabsolventinnen und -absolventen absolut nicht selbstverständlich.

Sigrid Werner-Ingenfeld



*Das Team des Lindenhofes (v. l. n. r.):
Versuchsfeldassistent Stefan Brauer, Metallbaumeister
Wolfgang Schroedter, Leiter Prof. Dr. Klaus Schlüter,
Agrartechniker Werner Banck, Laborleiter Hartmut Ott
und wissenschaftliche Mitarbeiterin Dr. Ute Kropf.*

LIEBLINGSTANZ

Lis Ohlsen, International Office

Ich habe schon vieles ausprobiert, von Volkstanz über die Standard- und lateinamerikanischen Tänze bis hin zu Jazzdance und afrikanischem Tanz. Aber irgendwie lande ich immer wieder beim Salsa. Vor einigen Jahren habe ich einen Kurs in der Kieler Traum GmbH besucht und gleich zwei Tanzstile – Los Angeles und Cubano – parallel gelernt, mich aber zuerst mehr auf den LA-Stil konzentriert. Dabei stellt der Mann die Frau sozusagen zur Schau; er zeigt, wie er sie drehen kann und wie flexibel sie ist. Das macht viel Spaß und sieht super aus, nimmt aber unglaublich viel Platz auf der Tanzfläche ein.

In den vergangenen Jahren habe ich mal mehr, mal weniger Salsa getanzt; eine Zeitlang auch gar nicht, aber da fehlte mir etwas. Seit Januar 2014 bin ich wieder Stammgast in der Trauma – gemeinsam mit meinem Freund, den ich mit meiner Begeisterung anstecken konnte. Wir tanzen den kubanischen Stil, den ich inzwischen lieber mag. Er ist gemütlicher, man geht viel mehr aufeinander ein. In unserer Gruppe tanzen wir Rueda de Casino, d. h. alle Paare bewegen sich auf einer Kreisbahn und befolgen gleichzeitig Kommandos. Dazu gehören auch Partnerwechsel: Mal gehen die Männer, mal die Frauen vorwärts, dadurch bewegt sich die Rueda, das Rad.

Einmal pro Woche üben mein Freund und ich in der Gruppe und besuchen ab und zu Salsapartys in Kiel, aber wenn es uns packt, rücken wir auch die Möbel in unserem Wohnzimmer zur Seite und legen los. Beim Tanzen fühle ich mich leicht, frei und glücklich. Es ist anstrengend, hinterher bin ich immer schweißgebadet. Aber ich habe nie das Gefühl, aufhören zu müssen, weil ich zu kaputt bin. Das liegt auch mit an der Musik: Sie macht gute Laune und es macht mir einfach Spaß, mich dazu zu bewegen.



AUF DIE PLÄTZE, FERTIG, LOS!

Eigentlich ist es ein totaler Gegensatz: Sport treiben, sich bewegen, viel an der frischen Luft sein und am Schreibtisch sitzen, auf den Monitor gucken, Papierkram erledigen. Doch für Sönke Petersen und Daniel Lehmann, die beiden Hiwis des Hochschulsportbüros, gehört das mittlerweile zusammen. „Wir sind beide mit Sport aufgewachsen und wissen, dass es ohne Organisation im Hintergrund nicht läuft. Und weil wir Sport lieben, macht es uns so viel Spaß, einen Schritt weiter zu gehen und auch verwaltende Tätigkeiten zu übernehmen“, erzählt Lehmann, während er einen handtellergroßen, roten Softball locker in die Luft wirft und mit einer Hand wieder auffängt.

Ihr Büro liegt im ersten Stock des Kleinen Hörsaalgebäudes auf dem FH-Campus und beherbergt neben zwei Schreibtischen drei verschlossene Aktenschränke und eine kleine Sofaecke. Auf einem der Tische steht ein ungeöffnetes Malzbier, neben der Couch eine Pflanze: Die beiden haben dieses Büro nicht erst gestern bezogen. Lehmann studiert BWL und hatte zunächst das Sportreferat im AStA inne. Seit mittlerweile fünf Semestern arbeitet er nun jedoch im Hochschulsportbüro – seit das Sportreferat abgeschafft wurde. Als sein damaliger Kollege vor anderthalb Jahren sein Studium abschloss und damit die zweite Stelle im Sportbüro frei wurde, schlug er seinem Freund Peter-

sen vor sich zu bewerben – wusste er doch, dass dieser genauso sportaffin ist wie er selbst. Nach einem Vorstellungsgespräch bei FH-Kanzler Klaus-Michael Heinze wurde der Wirtschaftsinformatikstudent prompt eingestellt.

Die gute Beziehung auf privater Ebene zahlt sich aus: Daniel Lehmann und Sönke Petersen kommen auch bei der Arbeit bestens miteinander aus. Eine richtige Aufgabenverteilung gibt es nicht. Beide erledigen das, was anfällt und halten sich gegenseitig über Neuigkeiten und Fortschritte auf dem Laufenden. Circa 48 Stunden pro Monat verbringt jeder von ihnen im Büro. „Am Semesteranfang und -ende immer etwas mehr, in der Mitte dafür weniger“, erklärt Lehmann. Denn gerade zu Beginn und zum Abschluss eines Semesters müssen sie viel Zeit aufwenden, um ein neues Kursaufgebot auf die Beine zu stellen und passende Leiterinnen und Leiter zu finden. Ansonsten kümmern sie sich fast ausschließlich um Anliegen von Studierenden: Meist geht es dabei um Meldeverfahren oder Kursinhalte.

„Wir sind dem Kanzler direkt unterstellt, er lässt uns bei unserer Zeiteinteilung freie Hand. Allein schon deshalb, weil die Öffnungszeiten des Hochschulsportbüros jedes Semester unserem Stundenplan angepasst werden müssen“, ergänzt Petersen. Eine Kontrolle ist auch gar nicht nötig, denn die beiden nehmen ihre Aufgabe ernst – sie wollen gerne dazu beitragen, dass möglichst viele Studierende Sport treiben können. „Sport verbindet“, philoso-

Sönke Petersen (l.) und Daniel Lehmann zeigen vollen Einsatz – auf dem Spielfeld und hinter dem Schreibtisch.



Fotos: Marc Schütz

Mit sportlicher Gelassenheit, persönlichem Engagement und jeder Menge Organisationstalent treiben Sönke Petersen und Daniel Lehmann den Hochschulsport der Fachhochschule Kiel voran. Ihr selbst gesetztes Ziel: eine Teilnahmesteigerung in den Kursen von zehn Prozent pro Semester. Im Sommersemester 2014 haben die beiden Sportbegeisterten es damit auf 20 Angebote und mehr als 200 Anmeldungen geschafft.

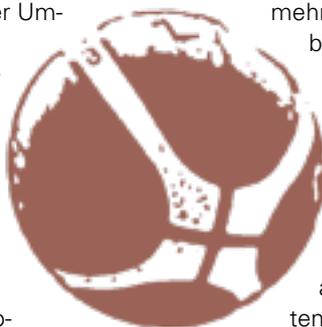
phiert Petersen, der seit 23 Jahren Handball spielt und ehrenamtlich als Jugendtrainer arbeitet. „Und besonders Erstsemester und Austauschstudierende finden hier eine gute Möglichkeit, Kontakte über die Lehrveranstaltungen hinaus zu knüpfen.“

Manche Kurse sind jedes Jahr im Angebot, beispielsweise Fuß-, Basket- oder Volleyball. „Ballsportarten kommen immer gut an“, weiß Lehmann, der selbst gerne Tennis spielt und segeln geht. Andere richten sich nach aktuellen Trends: Yoga und Pilates etwa oder Urban Workout, bei dem die Sportlerinnen und Sportler in ihrer Umgebung Vorhandenes wie Baumstümpfe, Treppen oder Geländer als Sportgerät nutzen. Keine Sportart ist zu skurril, als dass Petersen und Lehmann nicht bereit wären, sie in ihr Programm aufzunehmen. Alle können Vorschläge einreichen. „Es braucht eben nur eine Kursleitung und genügend interessierte Studierende. Ideen lehnen wir nur ab, wenn wir sie schon mal angeboten hatten und die Resonanz schlecht war oder wenn sie zu aufwendig sind“, erklärt Petersen. Squash fällt zum Beispiel in letztere Kategorie. Eine geeignete Halle lässt sich nur schwer organisieren und zudem dürfen weder die dort vorhandenen Sportgeräte mit genutzt noch eigene Utensilien hinterlegt werden.

Die Mindestteilnehmerzahl variiert von Kurs zu Kurs. So kann Pilates schon mit acht Personen gestartet werden, für Mannschaftssportarten wie Fußball braucht es einige

mehr, damit Spielspaß aufkommen kann. Die Teilnehmerbegrenzung hängt mit der jeweiligen Location zusammen: Die Kurse werden auf fünf verschiedene Hallen verteilt, von denen einige mehr, andere weniger Platz bieten. Wer eine Kursleitung übernehmen möchte, braucht übrigens nicht zwingend einen Trainerschein. In den meisten Fällen genügt es, die Sportart gut zu beherrschen und Freude daran zu haben, sie anderen näher zu bringen.

Eine der größten Herausforderungen bei der Arbeit im Sportbüro ist es, die Studierenden dazu zu bewegen, mehr Zeit auf dem Campus zu verbringen – ein Problem, dass viele derjenigen kennen, die sich für Projekte oder Initiativen engagieren, deren Angebot über die regulären Lehrveranstaltungen hinausgeht. Die meisten Studierenden wohnen auf dem Westufer und kommen nur zu ihren Vorlesungen und Prüfungen auf den Ostufer-Campus. Dort mehr Zeit zu verbringen, kommt vielen nicht in den Sinn. „Daran arbeiten wir ständig“, seufzt Lehmann. „Wir bieten besonders vielfältige Sportangebote zu niedrigeren Kursgebühren und trotzdem ist die Zahl der Anmeldungen im Vergleich zu den rund 6.500 eingeschriebenen Studierenden sehr gering.“ Wie Lehmann und Petersen das ändern wollen? Am Ball bleiben, präsent sein und das Angebot immer weiter ausbauen, sodass am Ende für alle etwas dabei ist.



Lisa Kaltenbach, Studentin

WIE HALTEN SIE SICH KÖRPERLICH FIT?



Dagmar Scheffler

PERSONALABTEILUNG

Ich versuche, meinem Körper jeden zweiten Tag mit Sport etwas Gutes zu tun und diese Regelmäßigkeit, trotz Beruf, Haushalt und Familie, beizubehalten. Für mich bedeutet körperliche Bewegung nicht nur fit zu bleiben, sondern auch einen Ausgleich zum Alltag zu schaffen. Das klappt hervorragend beim Tennis, beim Radfahren und beim Joggen, insbesondere mit meiner Tochter und meinem Mann oder auch mal beim Laftreff der Fachhochschule Kiel. Viel Spaß macht mir auch das Training mit den „Entenjägern“, einem überwiegend aus Hochschulangehörigen bestehendem Drachenbootteam, mit dem wir auch in diesem Jahr wieder am Kieler Fun Cup Drachenbootrennen teilgenommen haben.



Samara Sardarbekova

BACHELORSTUDENTIN BETRIEBSWIRTSCHAFT

Ich wohne in Kiel-Düsternbrook am Rande eines Parks und nur wenige Minuten von der Kieler Förde entfernt. Da bietet es sich für mich an zu joggen. Mit jedem Lauf trainiere ich mein Durchhaltevermögen und meinen Willen. Das gibt auf Dauer Kraft. Eine Zeit lang bin ich zusätzlich ins Fitnessstudio gegangen, um bei schlechtem Wetter mein Laufprogramm nicht unterbrechen zu müssen. Zwei- bis dreimal wöchentlich zieht es mich für gewöhnlich auf die Straße. Am meisten Spaß macht mir derzeit aber der Tanzkurs, den ich besuche. Egal ob Salsa, Rumba oder Cha-Cha-Cha, ich konzentriere mich dabei nur auf meinen Tanzpartner und mich und kann so wunderbar abschalten. Nach jeder Stunde spüre ich eine große Erleichterung, weil ich mich bewegt habe, und habe das Gefühl, mich aufrechter zu halten. Für das Wintersemester 2014/15 habe ich mir vorgenommen, auch das Hochschulsportangebot zu nutzen, vor allem den Yoga-Kurs. Durch einen Schnupperkurs während der Interdisziplinären Wochen habe ich schnell gemerkt, wie sehr ich mithilfe dieser Übungen Körper und Geist in Einklang bringen kann.



Stan Stein

LABORINGENIEUR, FACHBEREICH MASCHINENWESEN

Seit circa sechs Jahren laufe ich zwei- bis dreimal die Woche und komme dabei auf eine Gesamtstrecke von 20 bis 30 Kilometern. In der ersten Zeit habe ich sogar an Marathon- und Hindernisläufen teilgenommen, aber inzwischen fehlt mir leider die Zeit für die Vorbereitung darauf. Mehrfach habe ich schon beim Kiel.Lauf mitgemacht und mich dabei auf die Halbmarathondistanz von 21 Kilometern konzentriert. Auch mit meinem Laftreff vom Kieler Ostufer bin ich bei solchen Veranstaltungen regelmäßig mit von der Partie. Früher habe ich gar keinen Sport betrieben, aber mittlerweile kann ich mir einen Alltag ohne Bewegung nicht mehr vorstellen. Für gewöhnlich bin ich an der frischen Luft aktiv, im Winter zieht es mich jedoch nach drinnen ins Fitnessstudio. Außerdem fahre ich ein- bis zweimal wöchentlich über die Ellerbeker Turnvereinigung Kajak – hierbei kann ich gut abschalten und zur Ruhe kommen.



Marco Hardiman

PROFESSOR, FACHBEREICH WIRTSCHAFT

Früher bin ich viel in den Bergen unterwegs gewesen und habe bergsteigend und kletternd einige hohe Gipfel erklommen. Anschließend habe ich mich lange dem Marathon verschrieben, mittlerweile fokussiere ich mich auf die traditionellen Triathlon-Disziplinen. Die Kombination aus Radfahren, Schwimmen und Laufen hält nicht nur meinen gesamten Körper fit, sie ist auch ein guter Ausgleich zur Arbeit und macht mich dort wesentlich leistungsfähiger. Gerne wäre ich jeden Tag sportlich aktiv, meist komme ich allerdings nur an drei bis vier Tagen in der Woche dazu. Das Hochschulsportangebot nutze ich natürlich auch: In der Schwimmgruppe habe ich mein Kraulen verbessert und am Lauftreff nehme ich teil, um mich zusätzlich zum privaten Training auf kommende Wettbewerbe vorzubereiten. Ein positiver Nebeneffekt: Ich treffe nette Gleichgesinnte, nicht nur Kolleginnen und Kollegen, sondern auch Studierende. Für die Zukunft wünsche ich mir mehr Zeit, um der Kletterwand im Mehrzweckgebäude einen regelmäßigen Besuch abzustatten.



Elke Carstens

STUDENTENWERK SCHLESWIG-HOLSTEIN

Ich gehöre zu den Menschen, die sich – bis auf den einen oder anderen Spaziergang – körperlich nicht betätigen und stehe auch dazu. Wo andere Ausreden, wie „Ich habe keine Zeit“, benutzen, gebe ich ehrlich zu, dass ich mit 55 Jahren schlichtweg keine Lust mehr auf Sport habe. Eine bewusste Entscheidung, mit der ich gut leben kann. Wenn ich nach der Arbeit nach Hause komme, möchte ich die Zeit lieber mit meinem Kater verbringen. Früher war das ganz anders: In einem Schönberger Verein habe ich leidenschaftlich gern und vor allem oft Fußball gespielt und war nur schwer vom Platz zu bekommen. Andere Sportarten haben mich kaum interessiert. Mein Herz hat nur dem Fußball gehört.



Konstantin Hansen

MASTERSTUDENT BETRIEBSWIRTSCHAFT

Ich halte mich durch die zehn Kilometer lange tägliche Fahrt mit dem Fahrrad zur FH und zurück fit. Zum einen lässt mir das Studium relativ wenig Zeit und zum anderen finde ich es sinnlos, viel Geld für eine Mitgliedschaft im Fitnessstudio auszugeben, wenn ich durch das Fahrradfahren das Praktische mit dem Nützlichen verbinden kann. Der Vorteil hierbei ist schließlich nicht nur die Bewegung: Ich bin zusätzlich an der frischen Luft und kann meine Umgebung viel besser wahrnehmen. Das kann mir ein Fitnessstudio nicht bieten. Außerdem mag ich die Atmosphäre in den Studios nicht. Im ersten Mastersemester habe ich mit dem Gedanken gespielt, das Hochschulsportangebot zu nutzen, aber dann war es mir erstmal wichtiger, ins Studium reinzukommen. Generell bietet das Sportbüro der FH meiner Meinung nach ein vielfältiges und abwechslungsreiches Programm an und vielleicht habe ich in den kommenden Semestern doch noch Zeit, den einen oder anderen Kurs zu belegen.



Seine Vorstellungen sind Wirklichkeit geworden: Prof. Hartmut Göbel leitet heute die deutschlandweit einzige Schmerzlinik. Auf dem Erreichten ruht er sich jedoch nicht aus – er möchte das Leben von Schmerzpatientinnen und -patienten noch weiter verbessern.

SCHMERZ LASS NACH

Schmerzen sind ihre Berufung. Pochendes Stechen bei Migräne, chronische Rückenschmerzen oder langwierige Nervenschmerzen nach einem Unfall – Prof. Dr. Hartmut Göbel und sein Team von der neurologisch-verhaltensmedizinischen Schmerzlinik Kiel sind oft die letzte Hoffnung für Menschen, die seit Jahren oder Jahrzehnten an Schmerzen leiden. Hilfe finden sie am Rande des Campus der Fachhochschule Kiel. Doch warum hat der gebürtige Franke Hartmut Göbel seine Klinik ausgerechnet an der Schwentine angesiedelt und wie empfindet er die Nachbarschaft zur Hochschule?

An seinen ersten Notdienst in der Kieler Uniklinik erinnert sich Hartmut Göbel noch ganz genau, auch wenn dieser schon 25 Jahre zurückliegt. Den Neurologen der Uniklinik für Neurologie erreicht ein Anruf der schwedischen Reederei Stena Line: Eine Passagierin leide an Übelkeit, Schüttelfrost und starken Schmerzen und werde nach Anlegen der Fähre in Kiel zu ihm in die Klinik gebracht. Später diagnostiziert Göbel einen schweren Migräneanfall, versorgt die Patientin entsprechend und bereits nach kurzer Zeit geht es ihr besser. Göbel ist fasziniert, dass er ihre Schmerzen durch gezielte Behandlung so schnell hat lindern können: Sein Interesse für die Schmerztherapie ist geweckt – auf genau diesem Gebiet möchte er sich weiterentwickeln. Denn in der Wissenschaft und Ausbildung von Studierenden wird die Schmerztherapie zu dieser Zeit weitgehend übersehen. Daher baut er neben seiner Tätigkeit im Krankenhaus eine Kopfschmerzambulanz auf und organisiert eine fachübergreifende Ringvorlesung. „Das war sozusagen mein Hobby nach Feierabend und am Wochenende“, erinnert er sich heute lachend an seine Anfänge.

Doch Göbel wird bald klar, dass es zu viele Betroffene gibt, um spezielle Schmerztherapie nur nebenbei anzubieten. „72 Prozent der Deutschen leiden an Kopfschmerzen – das ist *die* Volkskrankheit überhaupt“, fasst der Facharzt für Neurologie die aktuelle Verbreitung des Krankheitsbildes im Land zusammen. Mitte der 1990er-Jahre verstärkt er daher seine Aktivitäten: Um die Versorgung von Erkrankten

auszubauen und zu verbessern, kooperiert er mit Vertreterinnen und Vertretern aus der Gesundheitspolitik und einzelnen Krankenkassen. Mit Erfolg: 1997 bezieht er die Immobilie an der Schwentinemündung und baut mit seinem Team die medizinhistorisch erste neurologisch-verhaltensmedizinische Schmerzlinik auf.

Heute ist die Schmerzlinik eine deutschlandweit anerkannte Institution und nach wie vor führend in der Schmerzbehandlung: „Es gibt keine vergleichbare Einrichtung, wir werden zu 70 Prozent bundesweit und aus dem Ausland frequentiert“, erläutert Göbel. Die Nachfrage nach einem Platz ist groß: „Wir haben leider Wartezeiten von bis zu sechs Monaten“, entschuldigt er sich. „Unsere Klinik ist oft die einzige Option und letzte Hoffnung für Erkrankte.“ Allerdings, so der Arzt, litten viele Menschen bereits seit Jahren oder sogar Jahrzehnten an ihren Schmerzen und nähmen die lange Wartezeit daher in Kauf. Und Notfälle behandle die Schmerzlinik selbstverständlich auch ohne Wartezeit. >

„72 PROZENT DER DEUTSCHEN LEIDEN AN KOPFSCHMERZEN – DAS IST DIE VOLKS-KRANKHEIT ÜBERHAUPT“



Nachdem sie schon lange Zeit mit schlimmen Schmerzen leben mussten, verlassen viele Betroffene das Klinikgebäude im Heikendorfer Weg nach ihrem Aufenthalt erholt und endlich mit weniger Schmerzen oder sogar schmerzfrei.

Seit 2014 ist sie ein sogenanntes Plankrankenhaus: Alle gesetzlich Versicherten haben einen Anspruch auf dortige Versorgung und müssen nicht mehr, wie bisher, Sonderanträge an die Krankenkassen stellen. Das erleichtert zwar die Aufnahme in die Schmerzlinik, wird aber die Zahl der Patientinnen und Patienten in Zukunft vermutlich noch weiter steigen lassen. „Wir stellen uns natürlich immer die Frage, wie wir die Schmerztherapie noch weiter verbessern können“, sagt Göbel und weist beiläufig auf das deckenhohe und wandbreite Regal mit zahlreichen Büchern rund um das Thema Schmerz hinter seinem Schreibtisch, das von seinem riesigen Wissensdurst zeugt. „Deswegen können wir nicht mit dem Erreichten innehalten. Die Behandlungsmöglichkeiten müssen stetig weiterentwickelt und optimiert werden.“ Um Menschen mit Schmerzen nicht nur in Kiel schnell helfen zu können, hat der Neurologe bereits vielfach Pionierarbeit geleistet: Gemeinsam mit den großen Krankenkassen hat er ein bundesweites Kopfschmerzbehandlungsnetz aufgebaut, das eine koordinierte, integrierte Versorgung gewährleistet. Dazu wurden deutschlandweit mehr als 450 Schmerztherapeutinnen und -therapeuten von der Schmerzlinik geschult, und sind nun Teil eines dreistufigen Behandlungssystems, in dem Vor- und Nachbehandlung ineinandergreifen.

Es beinhaltet auch die Zusammenarbeit der Ärztinnen und Ärzte nach der Entlassung ihrer Patientinnen und Patienten. „Betroffene können deutschlandweit zu Fachleuten gehen, die mit uns vernetzt sind und kooperieren. Diese entscheiden dann, ob eine ambulante Behandlung möglich ist oder eine Einweisung erfolgen muss“, erklärt Göbel das Konzept des Behandlungsnetzes.

Treten die Patientinnen und Patienten ihren – im Regelfall vierzehntägigen – stationären Aufenthalt in der Schmerzlinik an, erwartet sie eine ganzheitliche Versorgung, die nicht nur den Schmerz selbst bekämpfen, sondern auch all seine Begleiterscheinungen lindern soll. Denn häufig resultierten aus den Kopfschmerzen weitere physische und auch psychische Beschwerden, die zusätzlich belasteten, weiß Göbel: „Schmerzen können das ganze Leben beeinflussen und den Alltag gravierend beeinträchtigen.“ Darunter leide vor allem das Privat- und Berufsleben der Betroffenen, denen es oft schwerfalle, in der Familie und im Job wie gewohnt zu agieren. „Menschen, die dauerhaft mit starken Schmerzen leben müssen, werden dadurch irgendwann einfach ausgebremst. Sie können ihrem Partner nicht mehr richtig Partner sein, sich nicht mehr vernünftig um ihre Kinder kümmern und kaum noch Freundschaften

pflegen. Und auch Vorgesetzte haben irgendwann kein Verständnis mehr, wenn Angestellte krankheitsbedingt beruflich häufiger ausfallen“, beschreibt Göbel die Belastungen der Betroffenen, deren Leidensdruck entsprechend groß sei. Sein Klinikteam setzt sich daher aus rund 80 Angestellten mit unterschiedlichen Fachgebieten, wie Medizin, Psychologie, Sport- und Physiotherapie und Pflege, zusammen, die die Patientinnen und Patienten interdisziplinär und somit allumfassend betreuen können.

Warum er die Schmerzlinik ausgerechnet auf dem Kieler Ostufer ins Leben gerufen hat, erklärt der 56-Jährige auch mit der für ihn so besonderen Historie des Klinikgebäudes: „Es hat schon immer Pioniere angezogen und beherbergt. Prof. Albert Einstein und Prof. Hermann Anschütz-Kaempfe haben hier gewirkt“, sagt der heutige Hausherr schmunzelnd. Der Physik-Nobelpreisträger Einstein entwickelte vor rund 100 Jahren in den Räumen der heutigen Schmerzlinik gemeinsam mit dem Wissenschaftler Anschütz-Kaempfe den Kreiselkompass, der noch heute in der Schiff- und Luftfahrt verwendet wird.

„Viele haben kein zeitgemäßes Bild von dieser wunderbaren Ecke der Stadt. Ich habe in den vergangenen 20 Jahren unmittelbar erlebt, welch besonderer Wissenschafts- und Gesundheitsstandort sich hier entwickelt hat – durch die Ansiedlung der Fachhochschule, des GEOMAR und unserer Klinik ist das Leben aufgeblüht“, freut sich Göbel. Gerne gehe er ab und zu mal auf dem Campus spazieren, um seine eigene Studentenzeit aufleben zu lassen, und schon häufiger habe er einen Hörsaal der FH für Veranstaltungen gemietet, berichtet der studierte Humanmediziner und Diplom-Psychologe.

Er freue sich sehr, dass mit der Schmerzlinik und der Fachhochschule zwei wissenschaftliche Einrichtungen ihren Standort auf dem Ostufer gefunden haben und könne sich durchaus eine engere Zusammenarbeit vorstellen: „Zwischen unseren Arbeitsfeldern sind viele praxisrelevante Anknüpfungspunkte in Wissenschaft und Lehre denkbar. Telemedizin, Medizintechnik, Kommunikation und auch Öffentlichkeitsarbeit, wie sie am Fachbereich Medien gelehrt wird, ist für uns als Klinik für die Vernetzung mit den Patientinnen, Patienten und Fachleuten zum Beispiel enorm wichtig“, überlegt Göbel, während er seinen weißen Kittel überzieht, um mit der Visite zu beginnen. Diese gehört für ihn als Klinikleiter und Arzt noch immer selbstverständlich zu seinen Aufgaben – denn Schmerzen und deren Linderung sind seine Berufung.

Katleen Mischewsky, Studentin

„WIR STELLEN UNS NATÜRLICH IMMER DIE FRAGE, WIE WIR DIE SCHMERZTHERAPIE NOCH WEITER VERBESSERN KÖNNEN“



FH KIEL AUF DEM PRÜFSTAND

AUSGEWÄHLTE ERGEBNISSE DER ABSOLVENTENBEFRAGUNGEN

Wie können wir unsere Studierenden von passiven Dienstleistungsempfängerinnen und -empfängern in aktive Unterstützer und Mitentwicklerinnen der Hochschule verwandeln? Diese Frage hatte ich im Editorial der „viel.“ mit dem Schwerpunktthema „Community Building“ vor einiger Zeit gestellt. Eine besondere Bedeutung kommt hierbei unseren Absolventinnen und Absolventen zu. Wir wüssten unter anderem gerne, ob ihr Studium praxistauglich war und möglichst rasch zum gewünschten Arbeitsplatz mit angemessener Vergütung führte. Im Rückblick auf ihr Studium und ihren Berufsstart können unsere Alumni zur Weiterentwicklung der Hochschule beitragen.

Die Fachhochschule Kiel hat einen geeigneten Weg gefunden, die Absolventinnen und Absolventen in diesen wichtigen Prozess einzubeziehen: Seit drei Jahren nimmt die Hochschule an der kooperativen Absolventenbefragung (KOAB) durch das renommierte Bildungsforschungsinstitut INCHER an der Universität Kassel teil. Der erste untersuchte Jahrgang 2010 wurde etwa ein Jahr nach Abschluss des Studiums befragt. Die Ergebnisse liegen jetzt vor: Schon allein die Beteiligung von 56 Prozent aller Absolventinnen und Absolventen überrascht und erfreut!

Die rege freiwillige Teilnahme lässt wohl vor allem darauf schließen, dass Community Building tatsächlich gelingt und sich die Befragten mit der Fachhochschule Kiel identifizieren. Sie unterstützen die Hochschule darin, noch besser zu werden. Die hohe Quote macht die Antworten außerdem repräsentativ. Das ist sehr wichtig, denn zufällig zustande gekommene Ergebnisse könnten bei Versuchen, die Ausbildung zu korrigieren, in die Irre führen.

Sehr erfreulich ist, dass über drei Viertel der Antwortenden wieder an der FH Kiel studieren würden. Nicht wenige wünschen sich Informationen über Ereignisse an der Hoch-

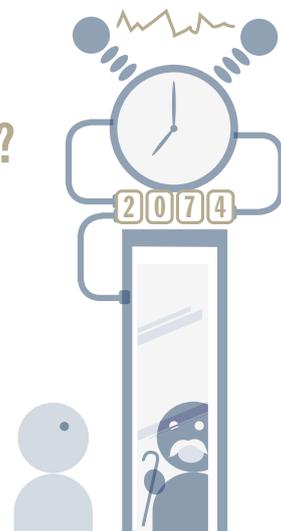
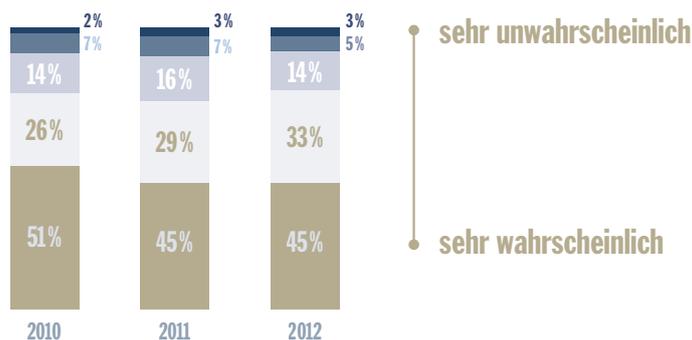
schule und die Ergebnisse der Befragung. Diesem Wunsch kommen wir mit der „viel.“ und diesem Beitrag gerne nach.

Beinahe die Hälfte unserer Absolventinnen und Absolventen konnte ihr Studium in der Regelstudienzeit abschließen. Dass dieses nicht bei allen der Fall sein kann, liegt auf der Hand, berücksichtigt doch die berechnete Arbeitslast keine Semesterzeiten, sondern unterstellt eine 40-Stunden-Woche, zusammengesetzt aus Präsenz- und Selbstlernzeiten. Sechs Wochen Urlaub stehen allen Studierenden im Jahr zu, der Rest ist Studium. Wer also Kinder hat, neben seinem Studium berufstätig ist, Angehörige versorgt oder sich aus anderen Gründen nicht vollständig auf das Studium konzentrieren kann, schafft seinen Abschluss womöglich nicht in der Regelstudienzeit. Dass dies an der FH Kiel dennoch bei jeder oder jedem zweiten Studierenden der Fall ist, zeigt, wie passend die Arbeitslast prinzipiell bemessen ist.

Die Befragung erfolgt zu einem Zeitpunkt, an dem die meisten in der Arbeitswelt angekommen sind. In unserem Fall sind es nach spätestens einem halben Jahr 90 Prozent, drei Viertel stehen schon nach drei Monaten in Lohn und Brot. 90 Prozent erleben ihren Arbeitsplatz als ihrer Ausbildung angemessen und stufen ihre Zufriedenheit mit dem gefundenen Arbeitsplatz hoch ein. Nur drei Prozent suchen ein Jahr nach Studienabschluss noch oder erneut nach einer Stelle. 94 Prozent zeigen sich daher rückblickend mit ihrem Studium (sehr) zufrieden. Auch diese Werte unterstreichen, dass die im Studium vermittelten Kompetenzen ziemlich genau den aktuellen, beruflichen Anforderungen entsprechen und sich unsere Absolventinnen und Absolventen gut gerüstet fühlen können.

Prof. Dr. Wolfgang Huhn
Vizepräsident der Fachhochschule Kiel

Würden Sie wieder dieselbe Hochschule wählen?



Zufriedenheit mit dem Studium insgesamt

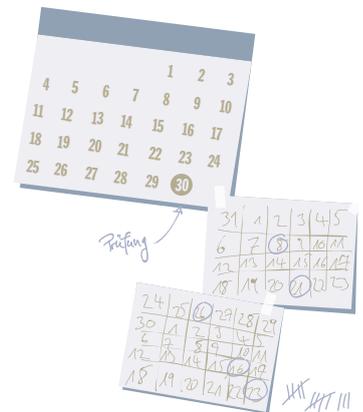
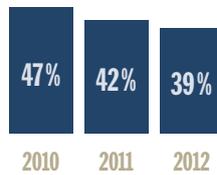


100%



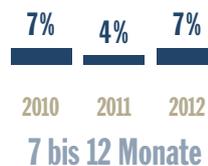
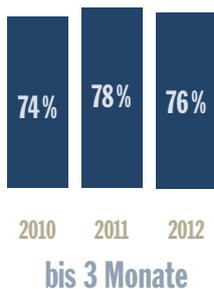
Abschluss des Studiums in Regelstudienzeit

100%



Dauer der Beschäftigungssuche

100%



Die fliegenden Bälle



1.

Stellen Sie sich dicht neben Ihre Trickpartnerin oder Ihren Trickpartner. Nehmen Sie ein Taschentuch in Ihre Hand und rollen Sie es zu einem Ball zusammen (im Beispiel sind es Schwammbälle). Erklären und zeigen Sie der Person, was Sie als nächstes tun werden: „Ich nehme jetzt den Ball und lege ihn in meine linke Hand.“



2.

Tun Sie dies und sagen Sie: „Ich schließe meine Finger darüber.“ Halten Sie den Ball dabei mit der rechten Hand aber noch weiterhin fest und kündigen dann an: „Wenn ich meine Finger wieder öffne, wird der Ball komplett verschwunden sein.“ Zeigen Sie jedoch vorher noch einmal kurz, dass der Ball noch da ist, und nehmen Sie anschließend wieder die Position aus der ersten Abbildung ein.

3.

Rufen Sie: „Schauen Sie her!“ Heben Sie nun Ihre rechte Hand in einer schnellen Bewegung nach oben, etwa bis in Stirnhöhe Ihrer Trickpartnerin oder Ihres Trickpartners und lassen Sie den Ball am Scheitelpunkt der Bewegung los, sodass er im hohen Bogen hinter die Person fliegt. Nehmen Sie Ihre leere Hand sofort wieder nach unten und tun so, als würden Sie den Ball in Ihre rechte Hand legen wollen. **WICHTIG** an dieser Stelle: Schauen Sie dabei die ganze Zeit über auf Ihre linke Hand.



4.

Bitte Sie Ihre Trickpartnerin oder Ihren Trickpartner näher zu kommen. Legen Sie den imaginären Ball selbstbewusst in Ihre linke Hand, während Sie Ihr Gegenüber ansehen, und schließen Sie sofort die Finger darüber. Halten Sie die Finger Ihrer linken Hand gebeugt, um den versteckten Ball zu suggerieren. Lassen Sie in einem vorletzten Schritt Ihre Trickpartnerin oder Ihren Trickpartner auf Ihre Hand pusten, bevor Sie ...



5.

... Ihre leere Handfläche präsentieren und ihren oder seinen überraschten Gesichtsausdruck genießen.

LIEBLINGSFILMPLAKAT

Prof. Peter Hertling, Fachbereich Medien

Filme haben mein Leben von klein auf geprägt. Mein Vater besaß in Karlsruhe einige Kinos – über einem haben wir sogar gewohnt. Dort hielt ich mich so oft wie möglich auf, wobei meine Mutter sehr darauf achtete, dass ich nicht zu viele Filme sah. Doch manchmal habe ich mich zu den Filmvorfühern hineingeschlichen, neben den ratternden Maschinen gesessen und auf die Leinwand hinunter geschaut.

Mein Vater hat mir eine Sammlung von Original-Filmplakaten hinterlassen, darunter eines, das ich besonders mag: das zum Klassiker „... denn sie wissen nicht, was sie tun“ aus dem Jahr 1955. Als ich es zum ersten Mal sah, hatte ich den unbändigen Wunsch, so zu sein und auszu-sehen wie James Dean. Und dafür habe ich auch einiges getan: Ich schaffte es, meiner Mutter einen ähnlichen Blouson aus dem Kreuz zu leiern, wie er ihn auf diesem Plakat trägt, und kaufte mir Jeans, obwohl das in unserer Familie absolut verpönt war. Damals habe ich leider auch mit dem Rauchen angefangen, das gehörte einfach dazu: James Dean rauchte Chesterfields, also rauchten wir sie ebenfalls.

Ein Filmplakat soll mit den einfachsten Mitteln Neugierde erwecken und ein Gefühl für einen Film vermitteln, dabei seine Geschichte jedoch keineswegs vorwegnehmen. Bestenfalls fängt es auch den Zeitgeist der Epoche ein, in der der Film spielt. Das ist bei diesem gezeichneten Plakat meiner Meinung nach besonders gut gelungen: Der aufsässige Jugendliche in seinem bonbonfarbenen Blouson, der seine Zigarette ganz arriviert zwischen den Fingern hält und skeptisch in die Gegend schaut, repräsentiert deutlich die Gefühlswelt der Jugend von damals. Damals, als sie begannen, gegen ihre Eltern zu rebellieren, weil sie diese als zu schwach empfanden, und gesellschaftliche, politische und geschichtliche Entwicklungen zu hinterfragen.



PREISE

Sieg bei 4. Nordeuropäischer E-Mobil-Rallye

Bei der 4. Nordeuropäischen E-Mobil-Rallye im Juni gewannen Zeno Müller und Marc de Groot, Mechatronik-Studenten des Fachbereichs Informatik und Elektrotechnik, für das E-Mobil-Team der Fachhochschule im Peugeot iOn die Hochschul-Cup-Klasse. In der Gesamtwertung belegten sie den zehnten von 31 Plätzen.

In nur drei Tagen legten die Rallye-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer eine Strecke von circa 520 Kilometern durch Schleswig-Holstein und Dänemark zurück. Die größte E-Mobil-Rallye des Nordens, die vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit, Verkehr und Technologie des Landes Schleswig-Holstein unterstützt wird, fördert die sparsame und umweltfreundliche Bewältigung größerer Strecken.

FH-Absolvent mit KOMPASS 2014 ausgezeichnet

Im Rahmen des fünften Maritimen Sommertreffs im Kieler Yachtclub wurde im August zum zweiten Mal der KOMPASS-Preis verliehen, mit dem innovative, maritime wissenschaftliche Arbeiten aus Schleswig-Holstein gewürdigt werden. Thomas Langenhuizen, Absolvent des Bachelorstudiengangs Schiffbau und Maritime Technik, hat seine Abschlussarbeit als Werkstudent bei Dipl.-Ing. Dirk Lindenau (Maritime Engineering & Projecting) geschrieben. Mit seinem Entwurf eines Abfall-Recycling-Schiffskonzepts für die Malediven erreichte er den zweiten Platz des Wettbewerbs und erhielt einen Geldpreis in Höhe von 2.000 Euro.

FH-Professorin erhält Preis für Doktorarbeit

Als erste Preisträgerin hat Prof. Katharina Scheel den mit 1.000 Euro dotierten Wissenschaftspreis der Vereinigung der Bobath-Therapeuten Deutschlands e.V. erhalten. Ihre Doktorarbeit zum Thema „Modelle und Praxiskonzepte der Physiotherapie – eine Verortung innerhalb von



Die Sieger in der Hochschul-Cup-Klasse: Zeno Müller und Marc de Groot (v. l.).

Anthropologie und Ethik“ sei wegweisend für anthropologische und ethische Auseinandersetzungen auf diesem Gebiet, hieß es in der Begründung. In der Laudatio wurden außerdem die Relevanz des Themas, die einzigartige Bearbeitungsweise und die neuen Perspektiven, die sich nicht nur für die Bobath-Therapie, sondern für die gesamte Disziplin ergeben, gelobt.

Prof. Katharina Scheel lehrt seit Oktober 2012 als jüngste Professorin der Physiotherapie in Deutschland an der FH Kiel.

FH Kiel und SDU erhalten Deutsch-Dänischen Innovationspreis

Die Yacht Research Unit Kiel (YRU) in der Technologietransfereinrichtung Forschungs- und Entwicklungszentrum Fachhochschule Kiel GmbH (FuE-Zentrum FH Kiel GmbH) und das Mads Clausen Institut (MCI) an der Syddansk Universitet (SDU) in Sønderborg erhielten im April im Rahmen des „Deutsch-Dänischen Wirtschaftstages – Innovation – Existenzgründung – Netzwerk“ in Flensburg den Deutsch-Dänischen Innovationspreis in der Kategorie „Innovation“. Sie entwickelten ein messtechnisches System zur Ermittlung der Trainingsleistung von Jollenseglerinnen und -seglern sowie

eine Software, die diese Trainingsleistung durch einen Coach analysieren kann. Leadpartner ist die Fachhochschule Kiel mit dem Projektleiter Kai Graf, Professor am Fachbereich Maschinenwesen.

STUDIUM

Gemeinsames Weiterbildungsangebot staatlicher schleswig-holsteinischer Fachhochschulen

Im Rahmen der Erprobung neuer Online-Studienangebote bieten die Fachhochschulen Kiel, Lübeck und Westküste (Heide) im Wintersemester 2014/15 kostenlos eine Reihe neu entwickelter Onlinekurse zur Weiterbildung an. Insgesamt stehen 25 Kurse aus den Bereichen Tourismus, Management, Wirtschaft, Maschinenbau und Food Processing zur Auswahl. Das Angebot richtet sich insbesondere an Berufstätige, die unter fachlicher Betreuung in einer online vernetzten Gemeinschaft lernen wollen und dabei großen Wert auf zeitliche und örtliche Flexibilität legen.

Die Kurse sind die Vorboten für vier neue Onlinestudiengänge, deren Einführung die Fachhochschulen aktuell für 2015 planen. Entstanden sind die neuen Onlinekurse

im Rahmen des BMBF-Projekts „Offene Hochschulen in Schleswig-Holstein, **Lernen Im Netz – Aufstieg Vor Ort**“, kurz LINAVO. Zu den Zielen gehört unter anderem die Schaffung neuer, verbesserter Studienangebote, die auch Berufstätige und anderweitig zeitlich gebundene Menschen in ihr Leben integrieren können.

FH Kiel punktet beim CHE-Hochschul-ranking

Der Fachbereich Medien hat in dem im Mai veröffentlichten Hochschulranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) hervorragende Bewertungen erhalten: Sehr zufrieden waren die Studierenden mit der „Betreuung durch Lehrende“, der „Studien-situation insgesamt“ sowie der „Studierbarkeit“. Der Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit lag in den Bereichen „Betreuung durch Lehrende“ und „Berufsbezug“ vorn. Ebenfalls in der Spitzengruppe befand sich der Fachbereich Wirtschaft. Hier hoben die Befragten die „internationale Ausrichtung“ der Studiengänge Betriebswirtschaft und Wirtschaftsinformatik hervor.

15 Studierende erlangen Doppelbachelor in Shanghai

Mit der Verteidigung ihrer Bachelorthesis an der Tongji-Universität in Shanghai haben 15 Studierende des Studiengangs Internationales Vertriebs- und Einkaufsingenieurwesen (IVE) das Doppelbachelorprogramm an der Chinesisch-Deutschen Hochschule

für Angewandte Wissenschaften (CDHAW) erfolgreich abgeschlossen. Für die Teilnahme hatten sich die Studierenden im Vorfeld durch besondere Prüfungsleistungen und ergänzende Aktivitäten mit internationalem Bezug qualifiziert.

HOCHSCHULE

Erfolg für Gleichstellungskonzept der FH Kiel

Erneut konnte die FH Kiel mit ihrer Gleichstellungsarbeit punkten und nimmt an der zweiten Runde des Professorinnenprogramms von Bund und Ländern teil. Die Gutachterinnen und Gutachter des Auswahlgremiums bescheinigten der FH, dass sie ihr Gleichstellungskonzept erfolgreich umgesetzt und weiterentwickelt hat. Somit kann die Hochschule die Finanzierung von drei Vorgriffprofessuren beantragen. Hierbei werden Professuren, die in den kommenden fünf Jahren frei oder künftig neu geschaffen werden, bereits vorzeitig mit einer geeigneten Frau besetzt, die nach dem Ausscheiden des bisherigen Lehrstuhlinhabers die Regelprofessur übernimmt.

Im Zuge der ersten Runde des Professorinnenprogramms konnte die Hochschule aus den freiwerdenden Eigenmitteln zahlreiche Maßnahmen umsetzen: Sie richtete eine Koordinierungsstelle im Gleichstellungsbüro ein, schrieb drei Promotionsstipendien aus,

unterstützte Projekte wie startIng!, Driving Käfer sowie das RobertaRegioZentrum und bot Maßnahmen zur hochschuldidaktischen Weiterbildung sowie zur Gewinnung von Studentinnen an.

StartUpOffice eröffnet

Seit Mitte Mai gibt es an der FH Kiel das StartUpOffice. Künftig soll das Büro zum festen informellen Treffpunkt und Beratungsort für Gründungsinteressierte auf dem Campus werden. Im Rahmen der Eröffnung stellten Vertreterinnen und Vertreter aus dem Bereich der Gründungsförderung ihre unterschiedlichen Förder- und Mentorenprogramme sowie Wettbewerbe vor, u. a. das Frauennetzwerk zur Arbeitssituation, die Industrie- und Handelskammer zu Kiel (IHK), die Patent- und Verwertungsagentur Schleswig-Holstein (PVA SH GmbH) und die KIWI Kieler Wirtschaftsförderungs- und Strukturentwicklungs GmbH. Das StartUpOffice stellt unter anderem auch einen wichtigen Baustein für den erfolgreichen Übergang von der Hochschule in das Berufsleben dar.

Erasmus+: Rekordstart an der FH Kiel

Im Hochschuljahr 2014/15 beginnt Erasmus+, das überarbeitete und erweiterte europäische Bildungsprogramm für die Jahre 2014 bis 2020. Wie gewohnt können Studierende ein Studium in 34 europäischen Ländern absolvieren. Neu ist, dass Auslandsaufenthalte künftig jeweils im Bachelor, Master und Doktorat mit bis zu zwölf Monaten möglich sind. Außerdem bietet Erasmus+ die Möglichkeit, zwei- bis zwölfmonatige Praktika nach Studienschluss zu durchlaufen, um den Arbeitsmarkt im Hinblick auf eine spätere Beschäftigung zu testen.

An der FH Kiel erreichen die Teilnehmendenzahlen am neuen Austauschprogramm einen Höchststand. Rund 100 Studierende planen, zum Auftakt von Erasmus+ einen Teil ihres Studiums an einer der 38 europäischen Partnerhochschulen in 15 verschiedenen Ländern zu absolvieren. Zu den beliebtesten Austauschzielen gehören die Türkei, Norwegen, Schweden. Am mobilsten sind derzeit die Studierenden am Fachbereich



CDHAW-Absolventen 2014, zusammen mit Prof. Dr. Feng Xiao (Direktor der CDHAW), Sabine Porsche (Vizedirektorin CDHAW), Dr. Zhu Yanyuan (wissenschaftlicher Mitarbeiter CDHAW) und Prof. Dr. Tobias Specker (FH Kiel)



Auftaktveranstaltung Maschinenhaus-Transfer-Projekt: Thilo Weber (VDMA), Uta Pansa (FH Kiel), Axel Sandvoß (VDMA), Prof. Dr. Wolfgang Huhn (Vizepräsident FH Kiel), PD Dr. Joachim Söder-Mahlmann (HIS GmbH), Prof. Dr. Rainer Geisler (Dekan Fachbereich Maschinenwesen), Prof. Dr. Jan Henrik Weychardt (FH Kiel), Prof. Dr. Sönke Schmidt (Prodekan Fachbereich Maschinenwesen) (v. l. n. r.)

Medien: 6,5 Prozent von ihnen treten einen Erasmus-Auslandsaufenthalt an.

Auftakt zum Maschinenhaus-Transfer-Projekt

Im Rahmen seiner Maschinenhaus-Initiative hat der Verband Deutscher Maschinen- und Anlagenbau (VDMA) im Juli ein Transfer-Projekt an der FH Kiel gestartet. Ziel ist die Erhöhung des Studienerfolgs im Elektrotechnik- und Maschinenbaustudium in Deutschland. Zunächst analysieren Fachleute des VDMA und der HIS-Hochschulentwicklung im Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) gemeinsam mit Lehrenden und Studierenden des Fachbereichs Maschinenwesen den Status quo und entwickeln schließlich Maßnahmen zur Steigerung des Studienerfolgs. Bewährte Instrumente und Good-Practice-Beispiele aus Studium und Lehre hat der VDMA bereits in seiner Maschinenhaus-Toolbox gesammelt.



PERSONALIEN

Dr. Jörn Biel ist neuer Ehrenbürger der FH Kiel

Im April ernannte der Senat der FH Kiel Dr. Jörn Biel, den ehemaligen Minister für Wissenschaft, Wirtschaft und Verkehr

des Landes Schleswig-Holstein sowie ehemaligen Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer (IHK) zu Kiel, zum Ehrenbürger. Damit wurde er für seine Verdienste für die FH Kiel geehrt. In wechselnden Funktionen im Landesdienst und an der IHK hatte Dr. Biel immer wieder erfolgreich mit der Hochschule kooperiert. Bereits vor mehr als 20 Jahren war er Mitglied des Vorstandes der Betriebswirtschaftlichen Fachhochschulgesellschaft, die den Fachbereich Wirtschaft unterstützte und mit dem jährlich stattfindenden Firmenkontakttag eine bleibende Erinnerung hinterlassen hat. Darüber hinaus fungierte Dr. Biel als langjähriges Mitglied im Beirat der Hochschule, dem Vorläufergremium des heutigen Hochschulrates.

Zwei FH-Professoren haben ihre Zweitmitgliedschaft an der CAU begonnen

Prof. Dr. Hauke Schramm und Prof. Dr. Carsten Meyer traten im Juni ihre Zweitmitgliedschaft am Institut für Informatik, Technische Fakultät, an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) an. Dazu hielten die beiden FH-Professoren zwei öffentliche Vorträge: Prof. Schramm sprach über „Maschinelles Lernen geometrischer Formmodelle zur automatischen Bildanalyse“, Prof. Meyer über „Automatische, modellbasierte Segmentierung multimodaler medizinischer Bilddaten“

Dekanatswahl in fünf von sechs Fachbereichen

Alle zwei Jahre wählen die Fachbereiche der FH Kiel ihre Leitung. Im September begann an fünf der sechs Fachbereiche die neue Amtszeit.

Prof. Dr. Martin Braatz wurde vom Konvent des Fachbereichs Agrarwirtschaft in seinem Amt als Dekan bestätigt. Auch Prof. Dr. Rainer Wulfes und Prof. Dr. Urban Hellmuth werden weiterhin als Prodekane des Fachbereichs fungieren.

Dem Fachbereich Informatik und Elektrotechnik steht künftig Prof. Dr. Christoph Weber als Dekan vor. Er löste damit Prof. Dr. Klaus Lebert ab, der in der Funktion des neuen Vizepräsidenten ins Präsidium wechselte. Prof. Dr. Gerd Steinführer und Prof. Dr. Jens Lüssem wurden in ihren Ämtern als Prodekane bestätigt.

Als Dekan des Fachbereichs Maschinenwesen wurde Prof. Dr. Rainer Geisler wiedergewählt. Auch Prof. Dr. Andreas Meyer-Bohe wird weiterhin als Prodekan fungieren. Neuer Prodekan wurde Prof. Dr. Bernd Finkemeyer.

Prof. Dr. Bernd Vesper wurde in seinem Amt als Dekan des Fachbereichs Medien bestätigt. Als Prodekan wird weiterhin Prof. Dr. Tobias Hochscherf tätig sein.

Am Fachbereich Wirtschaft bleibt Prof. Dr. Dirk Frosch-Wilke Dekan. Neben ihm wurden Prof. Dr. Ute Vanini als Prodekanin bestätigt und Prof. Dr. Jan-Hendrik Meier zum Prodekan gewählt.



Vierzehnte Bunkerwoche

Zahlreiche Besucherinnen und Besucher zogen das vielfältige Programm der vierzehnten Bunkerwoche im April an. Eröffnet wurde sie mit der Vernissage von Fotografien und Grafiken des Künstlers Johannes Janusz Dittloff. Für die musikalische Unterhaltung sorgte neben der Jazzband „Das diatonische Werk“ auch „Three and a half

men“, die die Gäste mit ihrer Mischung aus Rap, Reggae, Dubstep, Funk sowie Gitarrenballaden und Rock begeisterten. Wer noch nicht genug hatte, konnte im Anschluss daran bei den Bunker Open Turntables „Mach’s dir selbst!“ seine Lieblingsmusik auflegen.

Zum Thema „Rock’n Roll im Bunker‘ ... und was hat das jetzt mit Literatur zu tun?“ präsentierten die Live-Literaten Thomas Nast, Sabrina Schauer und Viktor Hacker von der Hamburger Lesebühne „LÄNGS“ Satire, Comedy und Spoken Word. Zum vierten Mal fand im Rahmen der Bunkerwoche auch ein philosophischer Salon statt: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen – Theodor W. Adorno, Philosoph, Soziologe und Kritiker“. Im Bunker kino ging die Woche mit dem französisch-dänischen Thriller „Only God Forgives“ über Obsession, Rache und Vergeltung schließlich zu Ende.

Rückblick Bunker-D

Drei Künstlerinnen und Künstler sowie Studierende des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit stellten im vergangenen halben Jahr im Bunker-D aus. Den Anfang machte im Mai Bernd Hamann, der unter dem Titel „Replikat“ eine Auswahl seiner Fotoarbeiten, Grafiken und Objekte präsentierte.



Foto: Bernd Hamann

„So what“ aus der Ausstellung „Replikat“ von Bernd Hamann

Vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg und auch die FH Kiel wurde 2014 zum Gedenkstättenort. Im Juni beteiligten sich Studierende des Moduls „Ästhetische Bildung“ am bundesweiten Letter-ART-Projekt, das die Idee des Friedensbriefs aufgreift. Im Bunker-D präsentierten sie im Juni ihre Malereien, Zeichnungen und Collagen.

Reinhard Voss erarbeitet unterschiedliche Kopf- und Gesichtsformen aus meist gebrauchten Nadelhölzern, Gabriele Beismann trägt Leinöl, Marmormehl, Schellack, Bienenwachs, Beizen und manchmal auch Stickereien auf Leinwand auf. Ihre außergewöhnlichen Werke konnten Gäste der Bunker gallerie von Ende Juni bis Ende Juli in der Ausstellung „Haut“ bestaunen.

! ANKÜNDIGUNGEN

Fünfzehnte Bunkerwoche

Mit der Vernissage „Betonpraline – Unruhe im Möglichkeitsraum“ eröffnen Katharina Kierzek, Timo Schulz und Dominik Bednarz die fünfzehnte Bunkerwoche auf dem Campus der Fachhochschule Kiel. Vom 16. bis 22. Oktober bietet das Kultur- und Kommunikationszentrum Bunker-D ein abwechslungsreiches Programm voller

literarischer, musikalischer, kulinarischer und kultureller Highlights. Unter anderem erwartet die Gäste das Konzert im Kreis des Duos „FloatWork“, das mit Saxophon, Flöten, akustischer Gitarre und Perkussion auf eine musikalische Reise bittet, sowie Live-Literatur vermischt mit Comedy und Spoken Word der Hamburger Lesebühne „LÄNGS“.

www.bunker-d.de

Hochschulweite DKMS-Typisierung

Der AStA der FH Kiel veranstaltet am 21. Oktober eine Typisierungsaktion für die Deutsche Knochenmarkspenderdatei (DKMS). Im Gebäude 18 können sich Hochschulangehörige von 9 bis 15 Uhr als potenzielle Stammzellenspenderinnen und -spender in die DKMS aufnehmen lassen. Getränke und Verpflegung stehen gratis zur Verfügung.

Fachhochschulinfotage

Studieninteressierte können sich am 3. und 4. November anlässlich der Fachhochschulinfotage (FiT) umfassend über alle in Kiel angebotenen Studiengänge informieren. Lehrende, Studierende sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Zulassungsstelle und der Zentralen Studienberatung geben Einblicke in Studieninhalte, Studienablauf und Zulassungsmodalitäten. Am 3. November stellen sich zunächst die Fachbereiche Informatik und Elektrotechnik, Maschinenwesen sowie Medien vor. Einen Tag später präsentieren die Fachbereiche Soziale Arbeit und Gesundheit sowie Wirtschaft ihr Studienangebot. An beiden Tagen findet jeweils von 11 bis 13 Uhr ein Vorprogramm zum Thema „Studienfinanzierung und Arbeitsmarktperspektiven: Studieren lohnt!“ statt, das sich an Studieninteressierte und Studierende gleichermaßen richtet.

www.fh-kiel.de/fit

Tagung „Grenzenlose Liebe“

Gemäß aktueller Daten der OECD ist Deutschland derzeit weltweit das beliebteste Einwanderungsland nach den USA. Nicht überraschend ist daher, dass in Deutschland inzwischen jede siebte

Eheschließung bikulturell ist – Tendenz steigend – und jedes dritte Kind, das geboren wird, Eltern unterschiedlicher Nationalitäten hat. Binationale/bikulturelle Paare begegnen jedoch vielerorts Vorurteilen und müssen im Spannungsfeld von Inklusion und Exklusion, Nationalität und Transnationalität um gesellschaftliche Anerkennung kämpfen. Vor diesem Hintergrund und angeregt durch zwei Masterstudentinnen aus dem Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit veranstaltet das Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity am 11. November im Rahmen der Interdisziplinären Wochen die Tagung „Grenzenlose Liebe – Binationale/bikulturelle Paare in Deutschland. Forschungsergebnisse und Ableitungen für die pädagogische Praxis“.

<https://ida.fh-kiel.de>

Türkei-Woche

Im Deutsch-Türkischen Jahr der Forschung, Bildung und Innovation ist die FH Kiel eine von 15 Hochschulen bundesweit, die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung dazu ausgewählt wurde, eine Türkei-Woche auszurichten. Diese findet innerhalb der Interdisziplinären Wochen vom 17. bis 21. November statt und soll nicht nur bei Studierenden und Lehrenden das Bewusstsein für das Potenzial deutsch-türkischer Hochschulkooperationen schärfen, sondern ebenso Anreize für ein Studium in der Türkei geben. Zusätzlich soll die Veranstaltung auch zur besseren Integration türkischer Studierender und Lehrender an deutschen Hochschulen beitragen.

www.fh-kiel.de/international

Tagesseminar „Studierende beraten“

Im Rahmen des Projekts MeQS bietet die FH Kiel gemeinsam mit ihren Verbundpartnern, der FH und der Universität Flensburg, Lehrenden der drei Hochschulen die Weiterbildungsveranstaltung „Studierende beraten“ am 12. November im Heikendorfer Weg 31 an. (Beratungs-)Gespräche mit Studierenden gehören wie Lehren und Prüfen zu den zentralen Aufgaben von Lehrenden. Gründe gibt es viele: Betreuung von Arbeiten, Referatsvorbereitung, Prüfungsberatung etc. Oftmals sind die

zeitlichen Ressourcen für ein Gespräch nur knapp bemessen und wollen gut genutzt werden. Im Seminar erhalten Teilnehmerinnen und Teilnehmer einen Einblick in die ziel- und lösungsorientierte Gesprächsführung und erlernen Techniken, die in der Praxis einfach und effektiv einsetzbar sind. Anmeldungen bis zum 29. Oktober an mareike.kobarg@fh-kiel.de oder über das Kontaktformular, unter www.fh-kiel.de/meqs-anmeldung

Firmenkontakttag 2014

Am 5. November findet der 23. Firmenkontakttag (FKT) statt. Unter dem Motto „Frischer Wind für Deinen Weg“ können Studierende Kontakte zu Unternehmen knüpfen, Praktikumsplätze, Thesis-Themen oder vielleicht sogar ihren Berufseinstieg finden. Traditionell organisiert ein fachbereichsübergreifendes Team von Studierenden die Informationsmesse. Zum FKT haben sich dieses Jahr über 80 Firmen aus unterschiedlichen Branchen angemeldet.

www.firmenkontakttag.de

Veranstaltung zum Tierwohl

Die Fragen der Tiergesundheit und des Tierwohls in den Nutztierhaltungen sind ein zentraler politischer Schwerpunkt für die schleswig-holsteinische Landesregierung. Aus diesem Grund lädt das Ministerium für Energiewende, Landwirtschaft, Umwelt und ländliche Räume mit Unterstützung durch die FH Kiel am 17. November ab 18 Uhr im Audimax zu der Veranstaltung „Das Wohlbefinden von Nutztieren als gesellschaftlicher Wert – Positionen zwischen Biologie, Ethik und Markt“ Teilnehmern können Verbraucherinnen und Verbraucher, NGOs, Vertreterinnen und Vertreter des Lebensmittelhandels sowie Verarbeiterinnen und Verarbeiter und landwirtschaftliche Erzeugerinnen und Erzeuger.

anmeldung@bnur.landsh.de

Letter-ART-Projekt

Die von Studierenden des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit gefertigten „Letter-ART“-Arbeiten, die im Rahmen der Seminare „Remember 1914-18“ unter Leitung von Prof. Dr. Sabine Grosser und dem

Künstler Jürgen Zähringer entstanden und im Juni im Bunker-D ausgestellt wurden, sind an drei weiteren Orten in Deutschland zu sehen.

Ausstellungsorte

28. September bis 21. Oktober
(Marienkirche Bonn)

23. und 24. Oktober
(Studiobühne der Universität Paderborn)

9. November 2014 bis Januar 2015
(Wattenmeerbesucherzentrum Wilhelmshaven)

Außerdem stehen ein Ausstellungsrundgang und eine Internetgalerie online.

Ausstellungsrundgang

www.fh-kiel.de/LetterArtProjekt/Rundgang

Internetgalerie

www.fh-kiel.de/LetterArtProjekt/Galerie

Tag der Lehre 2014

Zum Thema „Motivation“ findet der vom MeQS-Team für Hochschuldidaktik veranstaltete Tag der Lehre in diesem Jahr am 17. November von 9 bis 14.30 Uhr im Mehrzweckgebäude statt. Im Vordergrund stehen fundierte, praktisch erprobte Impulse, Beispiele guter Lehrpraxis und kollegialer Austausch. Um Anmeldung wird bis zum 3. November gebeten, an mareike.kobarg@fh-kiel.de oder über das Anmeldeformular unter www.fh-kiel.de/meqs-anmeldung

Werkstatt „Aufgaben (weiter-)entwickeln“

Aufgaben und Lernaufforderungen vonseiten der Lehrenden spielen für das studentische Lernen eine wichtige Rolle. Sie strukturieren das Selbststudium der Studierenden und sind zentraler Bestandteil schriftlicher und mündlicher Prüfungen. In der Lehre werden unterschiedliche Arten von Aufgaben eingesetzt, um selbstbestimmtes Lernen anzuregen, Kompetenzen aufzubauen, zu vertiefen oder zu üben. In der Weiterbildungswerkstatt „Aufgaben (weiter-)entwickeln“, die im Rahmen des Projekts MeQS von der FH Kiel sowie ihren Verbundpartnern angeboten wird, können Teilnehmerinnen und Teilnehmer am 21. November Typen und Charakteristika

dieser unterschiedlichen Arten kennenlernen und an den Aufgaben arbeiten, die sie für ihre eigenen Lehrveranstaltungen oder Prüfungen (weiter-)entwickeln möchten. Anmeldungen sind bis zum 06. November möglich, an mareike.kobarg@fh-kiel.de oder über das Kontaktformular unter www.fh-kiel.de/meqs-anmeldung

FIRST® LEGO® League-Regionalwettbewerb

Einen ganzen Tag lang veranstaltet das RobertaRegioZentrum der FH Kiel am 29. November den Regionalwettbewerb der FIRST® LEGO® League (FLL). Die FLL ist ein Förderprogramm, das Kinder und Jugendliche in einer sportlichen Atmosphäre an Wissenschaft und Technologie heranführen möchte. Bei diesem Roboter-Wettbewerb müssen Teilnehmerinnen und Teilnehmer innerhalb eines Teams zu einem vorgegebenen Thema forschen, planen sowie einen vollautomatischen Roboter programmieren und testen, um mit ihm knifflige Aufgaben zu meistern. www.fh-kiel.de/roberta

2. Forschungstagung des Hochschulverbands Gesundheitsfachberufe

Der Hochschulverband Gesundheitsfachberufe e. V. (HVG) veranstaltet am 26. und 27. Februar 2015 in Kooperation mit der FH Kiel die Tagung „Forschung und Entwicklung in den Gesundheitsfachberufen – Stand und Perspektiven“. Über den theoretischen Teil hinaus sind die Vernetzung von Forschungsgruppen sowie der Austausch zwischen wissenschaftlichem Nachwuchs Ziel der Tagung. Sie richtet sich u. a. an Forschende an Hochschulen und außerhochschulischen Einrichtungen, Lehrkräfte an Hochschulen, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Leiterinnen und Leiter von Schulen für Gesundheitsfachberufe, Vertreterinnen und Vertreter von Berufs- und Wirtschaftsverbänden sowie an Studierende. http://hv-gesundheitsfachberufe.de/tagungen_und_termin.php

Vierte iii-Konferenz und KOORDINATEN Festival

Am 31. Oktober und 1. November findet die vierte interdisziplinäre Konferenz iii (illusion immersion involvement) statt, dieses Mal zum Thema „Die mediatisierte Gesellschaft: Leben und arbeiten mit immersiven Medien.“ Im Vordergrund steht der alltägliche Umgang mit immersiven Medien, die uns bisher unvorstellbare Möglichkeiten beschert haben.

In Kombination damit wird erneut das KOORDINATEN Festival der räumlichen Medien stattfinden. Es widmet sich der künstlerischen Nutzung und Erforschung umgebender Medien und bietet Studierenden im Rahmen eines Wettbewerbes ein Forum, um ihre Arbeiten zu präsentieren. www.immersive-medien.de/konferenz-iii
www.immersive-medien.de/koordinaten

Kieler Prozessmanagementforum 2014

Die Veranstaltung des Fachbereichs Wirtschaft findet am 19. Dezember von 10 bis 17 Uhr im Mehrzweckgebäude der FH Kiel statt. Details gibt es unter: www.fh-kiel.de/kpmf

Die elften IDW

Erneut haben Studierende, Lehrende sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vom 10. bis zum 21. November die Möglichkeit, an den Interdisziplinären Wochen teilzunehmen. Studierende und Lehrende aller sechs Fachbereiche erhalten in Vorträgen, Workshops, Kursen oder Exkursionen Einblicke in die Inhalte der anderen Studienbereiche. Dieser interdisziplinäre Ansatz schafft dabei nicht nur neue Perspektiven, sondern fördert auch die Fähigkeit, strategisches Denken mit Fachwissen zu verbinden. <https://ida.fh-kiel.de>



Impressum

Herausgeber

Präsidium der Fachhochschule Kiel
Sokratesplatz 1, 24149 Kiel

Redaktion dieser Ausgabe

Chefredakteurin – Frauke Schäfer
Art-Direktorin – Prof. Heidi Kjær
Leitende Redakteurin/CvD – Katja Jantz
Layoutchefin – Petra Langmaack
Layout – Philipp Alker, Christian Beer, Frederike Coring,
Christoph Klipp, Petra Langmaack,
Philipp Spieck

Fotos und Illustrationen –
siehe Bildnachweis

Redaktionelle Mitarbeit

Christian Beer,
Laura Berndt, Stephanie Degenhart,
Laura Duday, Esther Geißlinger,
Prof. Dr. Wolfgang Huhn,
Lisa Kaltenbach, Joachim Kläschen,
Katleen Mischewsky,
Prof. Dr. Patrick Rupert-Kruse,
Bob Weber, Sigrid Werner-Ingenfeld

Prepress

Martin Schröder

Sitz der Redaktion

Heikendorfer Weg 29, 24149 Kiel
Telefon: 0431 - 210 10 24
E-Mail: campusredaktion@fh-kiel.de

Druck

nndruck
Am Kiel-Kanal 2, 24106 Kiel

Redaktionsschluss dieser Ausgabe

August 2014

viel. erscheint zweimal pro Jahr,
Auflage dieser Ausgabe:
5.000 Exemplare

Titel

o. T., Anna Lena Straube

Der Nachdruck von Textbeiträgen ist unter Quellenangabe kostenlos.
Die Redaktion erbittet Belegexemplare.

CREATIVE IMPRESSION MANAGEMENT

Smartphones und soziale Netzwerke bilden das Panoptikum von heute. Alle sind ständig unter Beobachtung. Auch Dozierende. Und alles Beobachtete wird kommentiert. Von Studierenden. Bei jedem Schreibfehler auf den Folien wird gekichert. Gerade ich einmal ins Stottern, finde ich am nächsten Tag einen mit Elektro unterlegten Remix davon auf YouTube. Und trage ich am Strand eine Qualle auf meinem Kopf, um meine Tochter zum Lachen zu bringen, kann ich sicher sein, dass dieser intime Augenblick in wenigen Minuten auf Instagram auftauchen wird. Durch solche Aktionen hat sich ein ungewolltes Image meiner Person bei den Studierenden entwickelt, dem es entgegenzuwirken gilt. Denn das Bild, das bei den Studierenden von der eigenen Person entsteht, ist ein zentraler Steuermechanismus des akademischen Miteinanders.

Also entwickle ich zusammen mit einer Gruppe Studierender eine Image-Kampagne, die zum Ziel hat, meine immense fachliche Kompetenz zu kommunizieren und studentische Übergriffe zu minimieren: Ich werde zu einer physikalisch schwer fassbaren, psychisch labilen und am Rande des Nervenzusammenbruchs stehenden, medial stark agierenden Person. Das sollte Ruhe in die Sache bringen ...

Dafür werde ich zunächst einmal crossmedial, erstelle mir Profile bei Facebook und Twitter und lasse mir deren Links auf die Fingerknöchel tätowieren. Danach Sorge ich in meinen Vorlesungssitzungen dafür, dass mir alle folgen und prophezeie einerseits „Im Büro, per Telefon oder über E-Mail erreichen Sie mich eigentlich nie, aber über Facebook und Twitter antworte ich sofort“, andererseits verspreche ich: „Jeder Freund und Follower bekommt +10 Punkte in der Klausur“. Zusätzlich verbreite ich wechselnde Angaben zu meiner Raumnummer, wodurch in der ersten Hälfte des Semesters immer Horden verwirrter Medien-Studierender in fremden Fachbereichen gesichtet werden.

Des Weiteren twittere ich regelmäßig Zitate von Aristoteles bis Žižek in Originalsprache, poste aber auch unter anderem den Woundie eines tiefen Schnitts am Unterarm nach einem Kochunfall, verweise aber in meinem Tweet auf die absolute Sinnlosigkeit des Seins und die Kältherzigkeit der Jugend. #HokaHey

Dazu veröffentlicht mein Team rechtzeitig vor Lehrveranstaltungen und Sprechstunden Posts, deren Inhalte sie aus den Lyrik-Blogs diverser herzscherzender Teenager abschreiben. Manche sind so gut, dass ich mir nach dem Lesen selbst ein bisschen leidtue. Anschließend sind die Studierenden immer sehr aufmerksam und ruhig und die Vorlesungen verlaufen wie eine entspannte Fährfahrt zum Westufer. Wenn ich dann nach der Vorlesung mitbekomme, dass flüsternd Sätze wie „Hat sich gar nichts anmerken lassen“ oder „Bin froh, dass der durchgehalten hat“ ausgetauscht werden, dann weiß ich, dass ich ein mächtiges Instrument der Imagebildung beherrsche, dessen Gebrauch mir nicht nur ein ruhiges Semester beschern wird, sondern auch eine unglaubliche Materialfülle für eine neue kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichung. #yolo

Prof. Dr. Patrick Rupert-Kruse





FÜNF JAHRE VIEL.

IM

APRIL

ZWEITAUSENDFÜNFZEHN



Bestelladresse
Campusredaktion, Heikendorfer Weg 29, 24149 Kiel
campusredaktion@fh-kiel.de



FACHHOCHSCHULE KIEL
University of Applied Sciences